Klaus Damert

Rufmord klassisch

Dem Volksdichter Gottfried August Bürger
zum Gedenken an seinen Geburtstag am 31.12.1747

G.A. Bürger-Archiv

Einführung S. 3

Die Popularität Bürgers S. 6

Die deutsche Klassik S. 12

Bürgers Liebeslyrik S. 18

Schiller und Bürger als Balladendichter S. 23

Folgen der Schillerschen Rezension S. 27

Neubewertung von Klassik und Bürger-Rezension S. 34

Wenig Bekanntes und Wertendes S. 38

Literatur S. 40

Umstehendes Bild: Postkarte von 1936 nach einer alten Lithographie:
Bürger trägt seine Lenore vor.

G.A. Bürger-Archiv

Einführung

Die Beschäftigung mit Bürger war Ergebnis eines Zufalls: Erwerb des Nachbargundstücks von Bürgers Geburtshaus in Molmerswende. Die Kenntnisse zu Bürger beschränkten sich darauf, dass ein Buch aus der Reihe *Ein Lesebuch für unsere Zeit: Sturm und Drang* im Bücherschrank stand. Bekannt war auch, dass dieser Dichter etwas mit Münchhausen zu tun hatte. Als ich eine Website für das Bürger-Museum einrichtete, forderte der Ehrgeiz dann doch eine engere Beschäftigung mit dem Thema. Wie es der nächste Zufall wollte, ergab sich eine Zusammenarbeit mit dem Bürger-Biographen Helmut Scherer (Berlin) – dieser hat das wohl umfangreichste Archiv mit Arbeiten von und über diesen Dichter und war gerne bereit, einem Laien in vielfältiger Weise zu helfen. Es wurde beschlossen, das Archiv zu digitalisieren. Das war kein Selbstzweck, sondern durch die Bereitstellung von Material sollten andere angeregt werden, über Bürger zu arbeiten, z. B. Studenten. Ein erster schöner Erfolg war, dass sich eine italienische Studentin meldete, die inzwischen ihre Doktorarbeit (auf Initiative und mit Unterstützung von Helmut Scherer) über Bürgers Molly-Lieder verteidigt hat: Silvia Camatta von der Universität Padua[1]. Nicht direkt ein Zufall, wohl aber eine glückliche Fügung war es, dass gerade in dieser Zeit die Firma Google damit begann, in großem Maßstab nicht nur Bücher zu digitalisieren, sondern sie auch durchsuchbar zu machen. Damit konnte ein Thema bearbeitet werden, dass sonst praktisch nicht bearbeitbar gewesen wäre, wenigstens nicht vom Dorf aus: die Rezeption von Bürgers Werk. Hier geht es ja nicht nur um Literaturgeschichten und einschlägige Monographien, sondern Literatur jeder Art, auch Trivialliteratur, Zeitungen und Zeitschriften. Auch wenn diese Arbeit noch nicht abgeschlossen ist, kann man doch schon ein erstes Fazit ziehen, die Überschrift bringt es auf den Punkt.

Schon 1820 stellt Heinrich August Ehrhard fest: „Bürger war Balladendichter, Nationaldichter im vollsten Gehalt des Worts, und sonach, da schon jetzt viele seiner Gesänge, besonders auf dem Lande, von Mund zu Mund sich fortpflanzen, ist es entschieden, daß sein Ruf durch die Vox populi noch lange stehn wird, gegründet in seinen Gesängen durch hohen Beruf und durch kunstlose Ausführung. - Wenn denn auch bei diesem Volksdichter, einer Zierde seiner Zeit, künftige Jahrhunderte fragen werden ´wie wurde er geehrt? wer wand ihm den Lorbeer? wer gab ihm die glückliche Freiheit, das dolce far´niente ! in der Phantasiewelt schwärmen zu dürfen?´ so muß es auch hier wieder heißen: ´die Bedrücker kannten ihn nicht, die Bedrückten konnten ihn nur mit Worten bewundern; und es ging auch ihm fast wie dem blinden Homer, der seine Gesänge vor den Säulengängen der Palläste um ein Geringes recitirte.´“[2] Es sollte jedoch noch schlimmer kommen. In seinem Werk *Was bleibt? Die Weltliteratur.*[3] schreibt Eduard Engel 1928 ohne jede Ironie: „Am 10. November 1859 trat das Deutsche Volk in den höchsten Edelstand der Menschheit ein: als es den hundertsten Geburtstag Schillers feierte, wie die Völker noch nie das Fest eines andern Menschensohnes gefeiert hatten.“[4] Über die Bedeutung dieses neuen Gottes, der zu seinen Lebzeiten ein „literarischer Außenseiter in der deutschen Provinz“ war, fährt Engel fort: „Schillers bleibender Wert für uns Deutsche ist zu messen nach der Edelpräge des Deutschen Seelenkerns durch ihn; seine Bedeutung für die Menschheit ruht in den Ewigkeitswerten seiner dichterischen Schöpfungen. [...] Zum Wertvollsten Deutscher Männer ge-

G.A. Bürger-Archiv

hört der Höhenschwung der Seele: bei keinem Deutschen Dichter finden wir eine stärkere Beflügelung des überirdischen Empfindens als bei Schiller. [...] Schillers Persönlichkeit hat der Deutschen Seele einen erhöhten Adel verliehen, und jede Beschäftigung mit ihm wirkt als tiefbildende Erziehung. Geist vom Geiste Schillers lebt seit seinem Wirken in allen wahrhaften Großtaten Deutschlands. Käme je ein Tag, an dem sich das Deutsche Volk von Schiller abkehrte, so würde sich die Menschheit vom Deutschen Volk abkehren.“[5] Bürger betraf das insofern, als Schiller 1791 ihn in der ALZ[6] moralisch hinrichtete, ihm den Titel eines Volksdichters abgesprochen und die *Lenore* als kindisch bezeichnet hatte, die nur der Beifall des großen Haufens durchgebracht habe. Dieser Meinung konnten sich dann Autoren von Literaturgeschichten ohne eigenes Nachdenken anschließen. Aber auch das in Marmor bzw. Stein geprägte Andenken an den Dichter hat kein besseres Schicksal erfahren. Die Marmorstatue der Lenore (Die Verzweiflung) von Rudolf Pohle, 1900 in der Schloßstrasse in Charlottenburg aufgestellt, dann in den Lietzenseepark verbracht, hat wohl den 2. Weltkrieg überstanden, kann aber nicht aufgefunden werden. Die Interesselosigkeit an unserm Dichter zeigt sich wohl am besten an seinem **Geburtshaus, dem ehemaligen Pfarrhaus in Molmerswende** - dem einzigen Museum in Deutschland für einen seiner bedeutendsten Dichter. Lichtblick ist eine Bürger-Biographie aus dem Jahre 1995 von Helmut Scherer (Berlin)[7]. Hier erhält man einen ungeschminkten und vor allem auf penibel recherchierten Fakten beruhenden Einblick in das wenig glückliche Leben des Dichters. Die letzte, von Gunter E. Grimm herausgegebene Gedichtausgabe aus dem Jahre 1997[8] ist nur aus zwei Gründen erwähnenswert: wegen der ungewöhnlichen Zahl von sachlichen Fehlern[9] und durch einen moralischen Standpunkt, über den sich schon Bürgers Freund Heinrich Christian Boie lustig gemacht hatte. Problematisch ist auch die aktuelle Werkausgabe Bürgers[10]. Schon die Kenntnis von August Wilhelm Schlegels *Über Bürgers Werke* von 1801[11] und beliebiger Literaturgeschichten aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigen, dass die dort vertretene Einschätzung falsch ist: „Daß Bürger die unteren sozialen Schichten weder direkt als Leser ansprach noch erreichte, versteht sich schon aus den sozialgeschichtlichen Verhältnissen des 18. Jahrhunderts: Die geringe Lesefähigkeit der Bevölkerung, die Höhe der Buchpreise, die Bucherwerb und -besitz erschwerte, die mangelnde Gelegenheit der Angehörigen der unteren sozialen Schichten, überhaupt mit Büchern in Berührung zu kommen, machten einen solchen direkten Kontakt zwischen Autor und Rezipienten unmöglich.“[12] Bürger hat sogar selbst die Berufsgruppen genannt, für die er (auch) schreibt.

Bei jeder Beschäftigung mit Bürger ist zu berücksichtigen, dass in den Literaturgeschichten mit wenigen Ausnahmen die Bedürfnisse des Lesepublikums keine Rolle spielen, es handelt sich vorwiegend um Literatur für Literaten oder Wissenschaftler; zudem werden die Literaturgeschichten bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts einseitig von Schiller und Goethe dominiert, Informationen über Bürger, sein Wirken und sein Publikum wird man dort nur schwer, oder aber mit Schillerscher Tendenz, finden. Um die Entwicklung der Bürger-Rezeption verstehen zu können, ist ein kurzer Ausflug in die deutsche Klassik unverzichtbar, nur dadurch kann nachvollzogen werden, wie ein in allen Bevölkerungskreisen einmal hochgeschätzter Autor auf ein einziges Werk reduziert werden konnte.

G.A. Bürger-Archiv

Um den Umfang der vorliegenden Arbeit nicht ausufern zu lassen, wurde die Anzahl und der Umfang der gewählten Zitate begrenzt. In der **Rezeption** bzw. der **ONLINE-BIBLIOTHEK** wird der Interessent viele weitere interessante Beiträge finden. Nicht berührt werden in dieser Arbeit die Verdienste Bürgers um die deutsche Sprache sowie seine politischen Ansichten, das bleibt einer folgenden Arbeit vorbehalten

Molmerswende im Dezember 2011

K. D.

G.A. Bürger-Archiv

Bürgers Popularität

Als populär bezeichnen wir einen Dichter, wenn er weiteste Kreise der gesamten Bevölkerung mit seinen Werken erreicht, sowohl die zahlenmäßig sehr kleine gebildete Schicht als auch das Volk, das oft schon Mühe hatte, flüssig zu lesen, sich kein Buch kaufen konnte und mit Anspielungen aus der griechischen oder römischen Mythologie gar nichts anfangen konnte, wohl aber mit christlichen Vorstellungen aus dem Religionsunterricht gut vertraut war. Einschränkend ist jedoch zu bemerken, dass am verbreitetsten die Werke von Autoren waren, die in kaum einer Literaturgeschichte Spuren hinterlassen haben und die man, zu Recht oder nicht, Trivialliteratur nennt. Wichtig ist, dass Äußerungen zur Popularität kritisch hinterfragt werden müssen und auch plausibel sind. Das zeigt sich z. B. bei dem später noch ausführlicher behandelten Gervinus, der ohne nachvollziehbare Begründung behauptete, die Popularität, die Bürger angestrebt hat, hätte nur Schiller erreicht. Ein klärendes Wort ist auch zum Begriff des Volksdichters angebracht, als der Bürger gern bezeichnet wird. Betrachtet man den verwandten Begriff des Volksschauspielers, so führt das in Richtung einfacher, volkstümlicher Unterhaltung. So lautet z. B. ein Eintrag in einem Lexikon von 1837: „Hebel, Joh. Pet., ein deutscher Volksdichter, dessen durch Sinnigkeit und Gemüthlichkeit ausgezeichnete, in einem schwäb. Dialekt geschriebene und von ihm selbst als ´alemannische´ bezeichnete Gedichte [...].“[13]
In diese Kategorie ordnet das Bilder-Converations-Lexikon 1837 auch Bürger ein: „Bürger (Gottfr. Aug.), der berühmteste unter den deutschen Volksdichtern, [...].“[14] Das Problem ist: der Mundartdichter wird verglichen mit einem nicht nur national, sondern auch international bekannten Autor, der eine neue Kunstgattung (die Kunstballade) erfand, der die höchst kunstvolle Form des Sonetts beherrschte und anerkannte Vorlesungen über Aesthetik hielt! Noch problematischer wird der Begriff in der Schillerschen Ausprägung – hier soll der Volksdichter auch noch Volkserzieher sein! Deshalb kann bei Bürger Volksdichter nur heißen, dass er alle Bevölkerungsschichten erreicht.

Viele Werke Bürgers erschienen im *Göttinger Musenalmanach*, der nur einen beschränkten Leserkreis hatte. Wie kamen die Gedichte dann ins Volk? Hofmann von Fallersleben beschreibt den Weg in seinen *Unsere volksthümlichen Lieder* von 1859: „Durch die Musenalmanache seit 1770 verbreiteten sich diese neuen Lieder in die höheren Kreise und hie und da sogar beim Mittelstande, und gingen dann in die fliegenden Blätter über und wurden, ´gedruckt in diesem Jahr', auf den Jahrmärkten und Kirmessen verkauft und fanden ihren Weg in jedes Haus, in jede Hütte, wo man lesen und singen konnte.“[15] Dieser Verbreitungsweg ist bisher nicht umfassend untersucht worden, es finden sich jedoch gerade Bürgers *Lenore* und die *Pfarrerstochter von Taubenhain,* trotz ihrer beträchtlichen Länge immer wieder in solchen Schriften, nicht nur in Deutschland. Laszlo Tarnoi, der 1983 die fliegenden Blätter, allerdings mit Schwerpunkt auf die verbotenen Lieder, für die Zeit um 1800 untersuchte, kommt zu dem Ergebnis: „Von den deutsche Dichtern waren um 1800 auf fliegenden Blättern Christian Felix Weiße und Gottfried August Bürger gewiß am stärksten vertreten. [...] Von G.A. Bürger veröffentlichte man in Flugblattheftchen vor allem Gedichte wie ´Hurre; hurre, hurre...´,

G.A. Bürger-Archiv

´Lenore fuhr ums Morgenrot´, ´Im Garten des Pfarrers von Taubenhain', ´Ich war wohl recht ein Springinsfeld´, ´Ein Ritter ritt wohl in den Krieg´ u.a.“[16] Sven Hakon Rossel hat für den dänischen Sprachraum Liedflugschriften und mündliche Quellen ausgewertet und mehrere Varianten der *Pfarrerstochter zu Taubenhain* (10 schriftliche, 10 mündliche Fassungen) gefunden, was für die Verbreitung Bürgers Werk spricht. Die *Lenore* war in Dänemark nicht nachweisbar, jedoch hat Knud Lyhne Rahbek in *Den Dødes Igienkomst* (Die Wiederkehr des Toten) Motiv und Schauereffekte von Bürger übernommen.[17] Einen weiteren Beleg für die Volkstümlichkeit Bürgers Werk liefert Theodor Muegge 1857 in seinem *Nordisches Bilderbuch*: „Uebrigens ist es merkwürdig, wie manche deutsche Lieder ins schwedische Volk gekommen sind, wie z. B. Bürgers Leonore, die unter dem Namen: die Geisterbraut übersetzt ist und von den Bauern gesungen wird.“[18] Er weist aber noch auf einen weiteren Fakt hin, der für alle, die mit Goethe und Schiller als den bedeutendsten Dichtern aller Zeiten aufgewachsen sind, befremdlich wirken muss: „Die Masse des deutschen Volks weiß auch jetzt meist noch nicht, daß einmal ein gewisser Göthe oder Schiller, Herder oder Wieland, gelebt haben, geschweige denn, was in neuerer Zeit an großen Poeten dazu gekommen, eben so wenig weiß das schwedische Volk etwas von Tégnér oder Geijer, und wer sonst noch in Schweden als berühmter Dichter gilt. Die Zeit soll erst kommen, wo die Völker ihre Dichter kennen lernen, da sie jetzt noch immer nicht über einen mehr oder minder engeren exclusiven Kreis sogenannter Bildung hinaus gehen, der allerdings ein gemeinsamer ist, so daß ein Spanier oder ein türkischer Effendi Schiller besser kennen kann, als ein königlich preußischer Dorfschulmeister, dem es obenein jetzt von Staatswegen verboten ist, sich mit solchen unchristlichen Poeten abzugeben.“[19] Zu einem ähnlichen Ergebnis bezüglich der Popularität kommt 1859 H.M. in den *Blätter für Literarische Unterhaltung*. Er rezensiert einen euphorischen Artikel über Goethes *Faust* in Frankreich und bemerkt dazu: „Ob aber, wie der französische Interpret versichert, Goethe's ´Faust´ auch in die Hütte des Bauern gedrungen, möchte doch wol zu bezweifeln sein. Sehr wahrscheinlich beschränkt sich die Kenntniß des Landmanns von der Faustsage auch jetzt noch auf das alte Faustbuch. Ueberhaupt ist die angebliche Popularität selbst oder gerade unserer größten Dichter wol nur eine Illusion; der eigentliche Bauer, das eigentliche Volk liest sie nicht und versteht sie nicht, kann sie auch seiner ganzen Anschauungsweise nach nicht verstehen, denn sie reden zu dem Volke in einer Sprache und in Vorstellungen, die es erst mühsam lernen müßte. Von unsern Dichtern ersten Ranges hat es wol nur Bürger mit einigen seiner Lieder und Balladen, namentlich der ´Lenore´, wirklich zu einiger Volksthümlichkeit gebracht. Noch jüngst schrieb uns ein preußischer Schulmann, auf dessen briefliche Bemerkungen wir schon dann und wann Bezug genommen haben: ´Ja, ja, predigen Sie unaufhörlich die Wahrheit, die reine wenn noch so traurige Wahrheit, ´daß unsere classischen Dichter wenig oder vielmehr ganz und gar nicht ins Volk gedrungen sind´, predigen Sie dieselbe unermüdlich eben darum, weil es allein die Wahrheit ist, von jedem andern Beweggrunde vorerst ganz abgesehen.´ Die gäng und gäbe gewordene Meinung, daß z. B. Schiller, von Goethe gar nicht zu sprechen, im eigentlichsten Sinne populär sei, ist deshalb schädlich, weil sie unsere Begriffe über das, was das Volk begehrt und versteht, gänzlich irre führt.“[20] Ähnlich wertet 1855 Julian Schmidt, wenn er zu Schiller bemerkt: „In Schiller's Gedichten wird der höchst bedeutende und aus der Tiefe des Gedankens geschöpfte Gehalt überall durch die einseitige Färbung gestört. Wenn sie daher

G.A. Bürger-Archiv

nicht mehr im Volke fortleben, mit Ausnahme einiger leichtern Producte, von rein dogmatischer Form, so ist das in der Ordnung, da das Volk nur an Dichtungen von unbedingter Wahrheit seine Nahrung findet. Im Grunde waren sie auch nie in das Volk eingedrungen, sie waren nur für die feinste Bildung berechnet.“[21] Augustin Hasse rückt das Bild der angeblich schon immer populären Klassiker zurecht, er schreibt 1916 in seinem Kapitel *Die Zeitgenossen der Klassiker*: „Der Einfluß der Klassiker auf ihre Zeit war durchaus nicht so tiefgehend und allumfassend, wie man heute annehmen möchte; die älteren Dichter beharrten auf den früher eingeschlagenen Wegen, die jüngeren begnügten sich vielfach mit rein äußerlicher Nachahmung. Das zeigt sich besonders auf dem Gebiet des Dramas [Iffland, Kotzebue]. [...] Auch in der Lyrik war der Einfluß der Klassiker, besonders Goethes, nicht sehr bedeutend, sie knüpfte viel mehr an Klopstock und den Hainbund an und besang in sentimentaler Weise Naturschönheit, Liebe und Freundschaft.“[22] Bürgers Popularität war also etwas ganz besonderes. Eine andere Verbreitungsform konnte trotz umfangreicher Recherchen nicht materiell (durch Walzen oder Scheiben) belegt werden: den Gesang zum Leierkasten bzw. der Drehorgel. Darüber berichtet nicht nur Adolf Bartels in seiner *Literaturgeschichte* von 1905[23] und beruft sich dabei auf Aussagen seiner Mutter; genannt werden in diesem Zusammenhang sowohl die *Lenore* als auch die *Pfarrerstochter von Taubenhain*.

Damit sind wir bei einem weiteren, wichtigen Verbreitungsmedium Bürgerscher Gedichte: dem gesungenen Lied. Mit diesem Thema befasste sich Karl Ernst Schneider 1863 in seinem *Das Musikalische Lied in geschichtlicher Entwicklung*: „Am Glücklichsten aber und besonders am Volksthümlichsten sproßte das eigentliche Lied im Kreise des Göttinger ´Hainbundes´, wo Hölty den schwermüthigen, Claudius den kindlichen und humoristischen Ton anschlug, während in des frühern und einer andern Landschaft angehörenden Lavater's Schweizerliedern schon der echte Naturton stellenweise auf das Täuschendste erklungen war. Der geniale Bürger aber, alle diese Seiten in sich vereinigend und nicht minder glücklich im gefühlvollen und anmuthigen Liede, wie vornehmlich in der dramatisch schwungvollen ´Ballade´. brachte diese ganze Produktion erst zu voller Blüthe. Streift er gleich mitunter in Stoffen und Ton an's Gemeine, so wiegt doch der echt volksmäßige, auschaulich drastische Charakter seiner Gedichte diesen Mangel hinlänglich auf. Keiner der damaligen Poeten ist so wahrhaft poetisch, keiner musikalisch so brauchbar und daher auch in den Liederwerken jener Zeit so stark vertreten, als er; die volksthümlichsten Lieder jener Tage, die noch jetzt beim Volke und bei der Jugend theilweise in Ehren stehen, wie ganz besonders die sagenhafte oder aus dem wirklichen Leben gegriffene Ballade, die, wie wir später sehen werden, auch in der Entwickelung des musikalischen Liedes eine besondere Stufe repräsentirt - sind regelmäßig von Bürger. Und dabei ist diese ganze Dichtung rein deutsch, rein menschlich und populär, ohne Bezugnahme auf das Alterthum, ohne mythologische Anspielungen, ohne gelehrten Apparat.

Fast die ganze Göttinger Schule behandelte ausschließlich volksthümliche Stoffe in fließenden Versen, deren stillschweigendes Vorbild das Volkslied war. In dieser Poesie ist nichts Hohes und Erhabenes, nichts symbolisch oder allegorisch Dunkles, das zum Verständniß eines Kommentars bedurft hätte: die Stoffe sind vielmehr durchweg der volksvertrauten National- und Lokalsage, den Vorkommnissen des Alltagslebens und der Volkserfahrung entnommen; Anspielungen an Fremdes und Alterthümliches fallen nur selten dazwischen. Die Sprache aber ist von einer Reinheit, von einem Fluß und Schwunge, der sich in das unver-

G.A. Bürger-Archiv

bildete Ohr des Laien unausbleiblich einschmeichelt, aber ebensosehr auch edlere Kunstansprüche befriedigt. Was sich aus fremden Sprachen in der Poesie unserer Periode findet, wie z. B. lateinische und griechische Verse (bei Kirnberger 1773 und 1780), will weniger zeitgemäßes Lied sein, als nur eine gesangliche Deklamationsstudie, wie deren die Tonsetzer schon in der Epoche der Mehrstimmigkeit mit Vorliebe angestellt hatten. Man begreift, wie diese verjungte, rein deutsche Dichtung, besonders in den Händen der Göttinger, zünden und begeistern mußte, nachdem das Lied 200 Jahre lang entartet und dem Volke entfremdet geblieben war.“[24] Schneider geht jedoch noch weiter: „Im Ganzen jedoch steht es fest, daß unsere größten Dichter im Fache des volksthümlichen Liedes die kleinsten sind, und daß, umgekehrt, die bescheidensten Ansiedler am deutschen Parnaß zu den beliebtesten Poeten zählen, wenn sich's um das kleine, populäre Lied handelt. Bürger, Hölty, Claudius u. A. haben ungleich weniger ideale Begabung, aber unendlich mehr Naturnähe und Naturton, als Herder, Schiller oder Göthe, und haben sich daher auch musikalisch ungleich verwendbarer gezeigt, als die auf höherm Kothurn wandelnden Klassiker.“[25]

Merkwürdig bezüglich der Bürgerschen Popularität ist, dass August Wilhelm Schlegel schon 1801 in seinem *Über Bürgers Werke* darauf hingewiesen hat, was offensichtlich bisher kaum wahrgenommen worden ist (die entscheidenden Stellen hervorgehoben): „Bürger wollte nun überdies nicht bloß ein Volkssänger, sondern auch ein correcter Dichter sein, und zwar, wie wir sehen werden, nicht etwa in einigen seiner Gedichte volksmäßig und in andern correct, sondern in denselben beides zugleich. Da Correctheit aber durchaus ein Schulbegriff ist, so muß dies, nebst seinen übrigen Vorstellungen von der Popularität, billig an der seinigen Zweifel erregen. **Man wende nicht ein, der Erfolg habe dafür entschieden: Bürger werde überhaupt in einem ausgebreiteteren Kreise gelesen, als vielleicht irgend ein deutscher Dichter, er habe mit einigen seiner Stücke sogar bei den Ständen Eingang gefunden, die sonst nicht zu lesen pflegen. Denn auch diese sind jetzt durch eine abgeschmackte Aufklärung so vielfältig bearbeitet worden, der Einfluß eines unpoetischen, alles für den Nutzen erziehenden Zeitalters hat sich auf so manchen Wegen bis zu ihnen erstreckt, daß sich von der Popularität bei unserem jetzigen Volke kein Schluß auf die gültigere bei einem für Naturpoesie noch nicht verbildeten machen läßt.** Gedichte, sie seien nun für Könige oder Bettler bestimmt, sollen kein Beitrag zu einem Not- und Hülfsbüchlein, sondern eine freie Ergötzung sein; und die Denkarten und Ansichten, die man als Vorurtheile auszurotten bemüht ist, möchten gar nahe mit den wunderbaren Dichtungen alter Volkspoesie zusammenhängen.“[26] Schlegels Standpunkt ist überheblich: er bescheinigt zwar Bürger, dass der Kreise erreicht hat, die bisher für echte Literatur kein Interesse gezeigt hatten, aber es ist das falsche Publikum. Nicht das tatsächlich zu dieser Zeit existierende Publikum ist der Maßstab, sondern ein gedachtes, das den Schlegelschen Vorstellungen entspricht. Andererseits übernimmt Schlegel hier die Vorstellungen von Novalis und Schiller: Kunst als freie Ergötzung, eine Maxime, der Bürger nicht gefolgt ist.

Besonders einfach ist die Popularität der *Lenore* zu belegen, ein Werk, dem auch die schärfsten Kritiker Bürgers nicht einen hohen künstlerischen Rang absprechen. Begonnen sei nicht mit Goethe, der die *Lenore* gerne rezitierte, sondern mit einem launigen Bericht von Christian zu Stolberg vom 26. Juli 1774 an Bürger: „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr ihre Leonore hier bewundert wird, hier da man gar nichts, weniger als nichts aus Gedichten macht. Alle Menschen sogar vornehme Männer und

G.A. Bürger-Archiv

Weiber lasen sie, und lernten Stellen davon auswendig. Ich bin mehr wie einmal Zeuge gewesen, daß beim Spieltisch die Damen den Almanach aus der Tasche gekriegt, und die Leonore laut gelesen haben. Die Karten wurden bei Seite gelegt und von anderen Spieltischen stand man auf und horchte zu. Das ist so unerhöret als – als – als wenn Sie in der ersten Nacht nicht ihre Pflichten ausgeübt hätten.“[27] Auf die weite Verbreitung der *Lenore* wird in Sulzers *Allgemeine Theorie der schönen Künste von* 1806 hingewiesen: „Diese so lebendige und doch so allgemein faßliche, so poetische und doch Jedermann ansprechende Ballade begeisterte, man darf es ohne Uebertreibung sagen, halb Deutschland und ergriff Alt und Jung, Gebildete und Ungebildete, Vornehme und Gemeine mit gleicher Gewalt. Der Ruhm des Dichters war auf einmahl gegründet und das Glück der Gattung durch Lenoren gemacht.“[28]

Ähnlich urteilt Friedrich Bouterwek 1819: „Als seine Ballade *Lenore* in dem Musenalmanache zum ersten Male gedruckt erschienen war, hatte sie das Publicum in einem Grade bezaubert, wie außer Göthe´ns Werther und Götz kein neues Werk eines deutschen Dichters. Auch die Engländer nahmen dieses Gedicht wie den Werther auf, bewunderten es und ahmten es nach. In Deutschland wurde es von so Vielen auswendig gelernt, daß es sich durch die Tradition hätte erhalten können, wenn es aus der Litteratur verschwunden wäre.“[29]

Goethes Musikerfreund Carl Friedrich Zelter bestätigt in einem Brief an Goethe sogar, dass die *Lenore* in Berlin als Gassenhauer gesungen wurde: „ Habe ich an der Offenheit und Derbheit seiner [Bürgers] geistaufregenden Poesien mit so vielen seiner Verehrer warmen Antheil genommen, so weiß ich nicht wie es zugegangen daß mich nie eins seiner Gedichte zu freywilliger Bearbeitung animirt hat, dahingegen *Schulz*, *Reichardt*, *André* u.A. sich mit Beyfall daran versucht haben. [...] Die allberühmte unliebenswürdige *Leonore*, an die er so viel Fleiß gewendet hat, war mir jedoch ein Greuel, so wie die Composition des alten *André*, welche, Hop hop im Galopp durch alle Straßen Berlins ritt.“[30]

Anders wertet Georg Weber 1852: „Bürger besaß alle Gaben eines Volksdichters; er erfaßte die deutsche Natur mit richtigem Takte, daher seine lyrischen Gedichte, worin niedrig Komisches mit innig Gefühlvollem verbunden erscheint, großen Anklang fanden. Am ausgezeichnetsten und bekanntesten sind seine nach schottischen Vorbildern verfaßten und zum Theil deutschen Volkssagen entlehnten Balladen und Romanzen, in welchen die Einfachheit, Kraft und phantasievolle Lebendigkeit mächtig ergreifen und hinreißen. Durch diese wurde er der Liebling des Volkes, so hart auch Schiller über ihn urtheilte, durch seine *Lenore* gewann er die ganze Nation, und sein *wilder Jäger*, des *Pfarrers Tochter von Taubenhain*, der *Kaiser und der Abt*, das *Lied vom braven Mann*, *Frau Magdalis* u.a. sind noch jetzt im Volke bekannter als die meisten neueren Gedichte.“[31]

Instruktiv ist auch der Vergleich von Schillers und Bürgers Popularität durch August Nodnagel 1845: „Sowie aber jene alten Mythen diesen Zweck fördern, so dienen ferner die deutschen Volkssagen zum Verständniß der vaterländischen Dichter, das selbst in den niedrigsten Land- und Bürgerschulen wenigstens einigermaßen beachtet werden muß, weil unsere größten Dichter, z. B. Schiller, Bürger u.s.w. durch die wohlfeilen Ausgaben auch in Häuser Eingang fanden, wo man sie sonst nicht erwartet hätte. Wie will man ohne Sagenkenntniß den Toggenburg, Alpenjäger, Gang nach dem Eisenhammer, Taucher u.a. verstehen? Oder die dem Volke noch bekanntern Dichtungen Bürgers: Lenore, der wilde Jäger, die Weiber von Weinsperg u.a.?“[32]

Der Bürger durchaus kritisch gesinnte Heinrich Pröhle berichtet 1856: „Bürgers *Le-*

G.A. Bürger-Archiv

nore steht an Verbreitung keinem der deutschen Volkslieder nach, wohl aber den meisten voran. Ich kann mich nicht erinnern, in Deutschland mit ältern Leuten geredet zu haben, welche, wiewohl sie vielleicht nur nothdürftig lesen konnten, dies Gedicht, wenn darauf die Rede kam, nicht ganz oder theilweise auswendig gewußt hätten.“[33] Auch der durch seine persönlichen Angriffe auf Bürger bekannte Wilhelm Dilthey kann der *Lenore* seine Anerkennung ncht versagen: „In Wirklichkeit leben von Gedichten Bürgers heute nur noch ein paar im Bewußtsein der Nation, und das hervorragendste von ihnen, *Lenore*, lebt ebensosehr durch die unverwüstliche Macht des volksmäßigen Gesanges, nach welchem es gedichtet ist, als durch die ungestüme sprachgewaltige Darstellung Bürgers.“[34]

Heinrich Kurz schreibt in seiner *Geschichte der deutschen Literatur* von 1859: „Daß der Dichter der ´Lenore´, welcher in Deutschland seinerzeit sogar einer größeren Popularität als selbst Schiller und Goethe genoß, daß er, der eigentliche Schöpfer der deutschen Ballade, der er mit kecken genialen Griffe sofort Ton und Richtung anwies, sich selbst einem Goethe gegenüber in seinem eigenthümlichen Werthe fühlte, wird man ihm schwerlich verdenken können.“[35]

„Die ´Lenore´ bezeichnet die gänzliche Umgestaltung der Balladenpoesie in Deutschland, wie Göthe´s ´Götz von Berlichingen´ die Umgestaltung des Dramas. [...] Wenn auch die übrigen Balladen Bürgers diese erste an Großartigkeit nicht erreichen, so sind viele derselben doch vollkommene Meisterwerke, und insbesondre werden ´Der wilde Jäger´ durch die ächt volksmäßige Behandlung, ´Die Kuh´ durch die dem Dichter sonst nicht eigene kunstvolle Composition, ´Der Kaiser und der Abt´ durch den trefflichen Humor immer gefallen und nur mit der deutschen Literatur selbst vergehen.“[36]

Seine Popularität beruhte jedoch nicht allein auf den Balladen, sondern auch auf seinen Liebesliedern. Schon 1795 beschwerte sich Johann Georg Heinzmann: „Mir schaudert, wenn ich eine Tochter mit einem Romane in der Hand erblicke - da sie arbeiten sollte. Die ihre besten Stunden des Tages mit der Leseläden Lektür tödtet; die zwecklos alles liest, was nur immer modisch-neues erscheint, die damit buhlt, und in ihrem Herzen mehr als einmal die Schamhaftigkeit tödtet, und die sittlichen Gefühle alle zum Schweigen bringt; die sich nach und nach gewöhnt, Wohlgefallen an den recht schmutzigen Schilderungen zu finden; die einen Bürger, einen Musenalmanachsdichter mit geiler Lust auswendig lernt, und laut hersagt, was ein gesittetes Frauenzimmer ehemals weder hören noch lesen wollte.“[37]

G.A. Bürger-Archiv

Wenn man, wie der Autor dieser Zeilen, mit einer Bildung aufgewachsen ist, in der Goethe und Schiller die größten Dichter aller Zeiten waren, wundert man sich nicht, dass jede Forschungsarbeit zu Gottfried August Bürger schnell zu Schiller führt. Allerdings fragt man sich nach einiger Zeit, ob der Maßstab, nach dem Bürger regelmäßig beurteilt wird, Schillers Bürger-Rezension von 1791, der richtige ist. Dann stimmt man bald Ernst Consentius zu, der in seiner immer noch als Standard geltenden Gedichtausgabe von 1914 zur Schlußfolgerung kommt: „Schiller gab in jener berühmten Rezension das Programm seiner eigenen philosophischen Lyrik. Was hat das aber im Ernste mit Bürgers Gedichten, die er rezensierte, zu tun?“[38] Befriedigend ist das nicht, denn warum folgen dann fast alle Literaturgeschichten dem Klassiker?

Klarheit findet man erst, wenn man sich mit dem Begriff und der Entstehung der deutschen Klassik beschäftigt. Wir folgen hier der Argumentation von Peter Ensberg und Jürgen Kost aus dem Jahre 2003: „Die Klassik, so könnte man sagen, nimmt ihren Anfang in den Jahren 1835 -1842. In dieser Zeit veröffentlichte Georg Gottfried Gervinus seine Geschichte der Deutschen Dichtung. Bis dahin gab es das Arbeitsbündnis zweier literarischer Außenseiter in der deutschen Provinz (von denen allerdings einer - Goethe - noch zu Lebzeiten den Ruf des Begründers einer neuen Blüte der deutschen Literatur bekommen sollte); zweier Außenseiter, die zwar in regem Kontakt mit der literarischen Welt ihrer Zeit standen, die aber spätestens im ‚Xenienstreit' diese literarische Welt ziemlich geschlossen gegen sich aufbrachten; zweier Außenseiter, die nichtsdestotrotz von Madame de Stael (und in deren Gefolge von fast der gesamten englisch- und französischsprachigen Germanistik) kurzerhand der europäischen Romantik subsumiert wurden. Erst durch Gervinus wurden diese zwei Außenseiter zur Deutschen Klassik.“[39] Gervinus war damit außerordentlich erfolgreich: „Das Klassikbild, das Gervinus entwirft, entspricht ganz seinen Anforderungen: Goethe und Schiller als Dioskuren, als einander ergänzende Komplemente, die erst in ihrer Dualität die Gänze des deutschen Nationalcharakters erfahrbar machen. Goethe und Schiller, meilenweit über allen Zeitgenossen schwebend. Aber auch: Klassik als unpolitische Literatur, als Vollendung eines Weges nach innen, dem jetzt das politische Wirken folgen müsse - insgesamt ein Klassikbild, das - mit weitreichenden Folgen - bis weit ins 20. Jahrhundert hinein virulent bleibt.“[40] Das erklärt auch die Wirksamkeit von Schillers Urteil über Bürger – dieser war damit, flapsig gesagt, erledigt. Das zeigt sich schon bei Gervinus selbst, denn dieser schreibt zu Bürger: „Auch Göthe hat gleich hart mit ein paar Worten über Bürger's Plattheit sich erklärt; ihn hätte schon der parodistische Sinn geärgert, ´der das Große und Edle herabzieht, und ein Symptom abgibt, daß die Nation, die daran Freude hat, auf dem Wege ist, sich zu verschlechtern.´ Jene ächte Popularität, die Bürger empfahl, die Bürger selber bezweckte, hat Schiller wie kein anderer deutscher Dichter erreicht; er war also gewiß wie kein Anderer berechtigt, den talentvollen Dichter, den er so weit über alle seine lyrischen Rivalen setzte, wie er ihn hinter dem höchsten Schönen zurückbleiben sah, über den Gebrauch seiner Fähigkeiten zur Rede zu setzen.“[41] Ob es Sache einer Rezension ist, einen berühmteren Kollegen über den Gebrauch seiner Fähigkeiten zur Rede zu stellen, ist fragwürdig. Das Zitat Goethes stammt jedenfalls aus *Ueber die Parodie bei den Alten* und war nicht direkt auf Bürger gemünzt. Goethe hatte sich scheinbar positiv über Bürger geäußert: „Bürgers Talent anzuerkennen kostete mich

G.A. Bürger-Archiv

nichts, es war immer zu seiner Zeit bedeutend; auch gilt das Echte, Wahre daran noch immer, und wird in der Geschichte der Deutschen Literatur mit Ehren genannt werden“ Weniger zurückhaltend war allerdings ein anderer Satz aus diesem Brief an Carl Friedrich Zelter von 1830: „Daß Bürgers Talent wieder zur Sprache kommt, wundert mich nicht; es war ein entschiedenes Deutsches Talent, aber ohne Grund und ohne Geschmack, so platt wie sein Publikum.“[42] Um die Arroganz dieses Satzes zu erkennen, ist ein Blick in das Subskriptionsverzeichnis von Bürgers Gedichtausgabe 1778 zu empfehlen. Dort findet man einen Querschnitt durch die Elite der damaligen Zeit. Auch am Weimarer Hof scheint Goethe mit seinem Geschmack recht einsam gewesen zu sein. In seiner Jugend hatte er noch großen Gefallen an Bürgers *Prinzessin Europa* und dem *Raubgrafen* gefunden. Jetzt beschwert er sich in einem Brief an Zelter: „zuletzt aber war mir´s doch gräßlich zu Muthe wenn eine wohlerzogene Hofdame, im elegentesten Négligé, die Frau *Fips* oder *Faps* wie sie heißt [Frau Schnips], mit Entzücken vordeclamirte. Es ward bedenklich den Hof den man ihr zu machen angefangen hatte, weiter fortzusetzen, wenn sie auch übrigens ganz reizend und appetitlich aussah.“[43] Goethes Mutter, Frau Rath, führte dagegen die Frau Schnips nachweislich mehrfach im Munde.

Es lohnt sich, einige Gedanken darauf zu richten, warum die Klassiker auch oder gerade in zwei deutschen Diktaturen sehr angesehen waren – sie wurden sogar zu den ersten Nationalsozialisten erklärt. Bezüglich Goethe kann das kaum einen tieferen Grund haben, mit dessen Namen wollte man sich wohl nur schmücken. Bei Schiller sieht das jedoch anders aus, wenn man die Arbeiten von Herbert Cysarz und Max Kommerell betrachtet. Es gibt unabhängig von der Bürger-Rezension bei Schiller noch weitere Anknüpfungspunkte für totalitäre Systeme. Einmal seine akademische Antrittsrede vom 26.5.1789 in Jena: „Ein großer Schritt zur Veredlung ist geschehen, daß die Gesetze tugendhaft sind, wenn auch gleich noch nicht die Menschen.“[44] Jede Diktatur wird sich darin bestätigt fühlen, dass die Untertanen in die gewünschte Richtung zu erziehen sind. Wie anders dagegen Bürger! In seiner Freimaurerrede *Ermunterung zur Freiheit*, gehalten am 1.2.1790, nicht so knapp wie Schiller, aber mit welcher Begeisterung für Menschenrechte, auch wenn es Kampf kosten sollte: „*Ich will, ich will, was meiner Würde, und der Würde der Menschheit geziemet*! laß dich nimmer weder durch Feuer noch Schwert des Unterdrückers vertilgen! - Süß ist es und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben, sang einst ein edler Römer, und die erhabenen Töne hallten eine lange Reihe von Jahrhunderten entzückend bis zu unsern Ohren herunter: aber wahrlich unendlich süßer und ehrenvoller ist es, für Freiheit und Recht der Menschheit entweder zu siegen, oder in dem glorreichsten aller Kämpfe zu sinken.“[45]

Sehr brauchbar ist auch die Bemerkung Schillers in einem Brief vom 23. Juli 1798 an Goethe: „wenn in diesem Vereinigungspunkt festgesetzt würde was für kanonisch gelten kann und was verwerflich ist, und wenn gewisse Wahrheiten, die regulativ für die Künstler sind, in runden und gediegenen Formeln ausgesprochen und überliefert würden. So entstünden gewisse symbolische Bücher für Poesie und Kunst, zu denen man sich bekennen müßte, und ich sehe nicht ein, warum der Sektengeist, der sich für das Schlechte sogleich zu regen pflegt, nicht auch für das Gute geweckt werden könnte.“[46] Diese „symbolischen Bücher“ gab es in expliziter oder impliziter Art und Weise in beiden deutschen Diktaturen. In

G.A. Bürger-Archiv

der DDR regelte das das Politbüro der SED. Wer sich an diesen Kanon nicht hielt, konnte sich schnell im KZ der Nazizeit oder in einem Stasigefängnis wiederfinden. Das galt auch für die, die nach Gervinus „das Große und Edle“ herabzuziehen sich erlaubten. Da passte Bürger mit seiner respektlosen *Prinzessin Europa* nicht dazu:

Zeus wälzt' im Bette sich,
Nachdem er lang gelegen,
Wie Potentaten pflegen,
Und fluchte mörderisch:
»Schon trommelt's zur Parade!
Wo bleibt die Chocolade?«

Es ist das Verdienst von Herbert Cysarz, Schillers Leitbild am Beispiel der Bürger-Rezension 1926 in die Sprache des 20. Jahrhunderts übersetzt zu haben: „Das bleibt der Leitstern auch der Klassik: Persönlichkeit statt nur interessanter Individualität, Norm statt Apartheit und Bizarrerie!“ Um genau zu verstehen, wie Cysarz die Begriffe verwendet, muss seine Definition der Persönlichkeit zur Kenntnis genommen werden: „Nach diesen ersten Untersuchungen des Allgemeincharakters alles individuellen Lebens verweilen wir noch kurz bei dem Komplex *Persönlichkeit*, als der vollkommensten Organisation der Individualität. Persönlichkeit ist, wie wir wissen, verwesentlichte Individualität; ein Mikrokosmos, in dem sich jedes auf das Ganze und füglich jedes Einzelne auf jedes andere bezieht; echte Unendlichkeit, wo alles Zweckstreben nur Inhalte und Fertigkeiten sammelt. *Persönlichkeit* ist niemals monstrum in excessum, sondern repräsentatives Menschentum, wesensverschieden von jeder *Sonderbegabung*: Begabung ist Setzung neuer Ziele und Eröffnung neuer Strukturen; Persönlichkeit ist die Setzung typischer Ziele und die Eröffnung wesentlicher Strukturen. Persönlichkeit ist Führertum an sich, nicht weil sie alle anderen überragt, sondern weil sie das Tiefste und Edelste auch der anderen in Tat und Gebild bannt: Keiner ergibt sich fremdem Eigenwillen, nur dem Vollstrecker eines wenn auch noch so mittelbar gemeinsamen Schicksals. Grosse Männer sind immer Epochenschöpfer und grosse Werke sind menschheitfördernde Werke, bei aller Steile und Einsamkeit; allein die Forderung, das eigene *Gesetz* zu erfüllen, knüpft Stränge in Vergangenheit und Zukunft.“[47] Es geht also um das „repräsentative Menschentum“, das kann der Volksgenosse der Nationalsozialisten oder die „allseits gebildete sozialistische Persönlichkeit“ in der DDR sein. Mit dieser Art von Persönlichkeit hat die Rezension eine klare und einfache Deutung: „Goethe endlich erwirbt das höchste Gut der Erdenkinder, im Zeichen der Hellenen. Den Griechen gilt Persönlichkeit als Göttliches, und ihre Götter sind Bilder lautersten Menschentums: **Ein künstlerischer Kult des Wesentlichen! Das bleibt der Leitstern auch der Klassik: Persönlichkeit statt nur interessanter Individualität, Norm statt Apartheit und Bizarrerie! In Schillers Bürger-Rezension tritt dieser klassische Persönlichkeitsbegriff am schroffsten gegen seine Widersacher: das Laute, das Plumpe, das Grelle, das Gleissende, das Rührende** [Hervorhebung K.D.]**.** Auch Goethes Abwehr des Romantischen als eines Kranken richtet sich gegen die Pflege des Interessanten, Exzentrischen, Phantastischen.“[48] In ungewöhnlicher Klarheit wird hier formuliert, was Schiller wollte und was totalitäre Systeme an ihm schätzten: es geht nicht ums Individuum, um den einzelnen Menschen mit seinen Stärken und Schwächen, sondern um

G.A. Bürger-Archiv

Typen, die dem „repräsentativen Menschentum“ unter Verzicht auf „das Laute, das Plumpe, das Grelle, das Gleissende, das Rührende“ - also das Menschliche - zu folgen haben. Wer in den deutschen Diktaturen, die regelmäßig die Klassiker auf den Schild hoben, außerhalb der „Norm“ lag und deshalb bekämpft oder sogar vernichtet wurde, ist hinlänglich bekannt. Das betraf sowohl die Literatur als auch die Menschen.

Auch Max Kommerell (*Die Gesetzgebung*. In: *Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik*.) erkennt 1928 diese Normierung durch die beiden „Führer“ und beruft sich ausdrücklich auf die Ablehnung Bürgers durch die Klassiker: „Dadurch daß in aller Dichtung ein verantwortlicher Wille, eine Maß setzende Gesinnung wirksam ist, steht die engere Klassik abseits von jeder andern dichterischen Bewegung in Deutschland. Beide Führer waren auf getrennten Wegen dazu gedrungen, beide hatten sich darin gefunden: daß das Werk des Dichters keine Willkürschöpfung von Traum und Gedanken noch auch Nachbildung des Wirklichen sei - sie ist die geistig erscheinende Form des in sich gerundeten Menschseins. Von diesem Begriff aus empfängt die Dichtung den hohen menschenbildenden Wert und wenn sich so ihre Würde über Weltweisheit Glaubens- und Sittenlehre erhöht (Zorn aller auf die ´unbedingten´ Werte Gerichteten) so wurde auch das Höchste von ihr gefordert: weder die reine Fertigkeit, weder das verjährt Süßliche noch das volkstümelnd Biderbe konnte vor diesem Anspruch bestehen und eine Reihe von Ablehnungen - sie beginnt mit Bürger und endet mit Kleist - bestätigt die beinah staatsmännische Strenge, mit der er aufrechterhalten wurde.“[49] Sein nächster Satz von der Verdrängung „andersgerichteten Lebens“ wurde wenige Jahre später traurige Realität: „Wie jeder verpflichtende Begriff schloß auch dieser andersgerichtetes Leben aus und verdrängte es wo es nicht edel genug war, eigenen Gesetzes versichert zu sein oder nicht stark genug, sein Anrecht gegen das fremde Anrecht zu wahren.“

Akzeptiert man, dass die deutsche Klassik mit Gervinus begann, ist noch festzustellen, dass die Klassik mit einer Lüge begann: „Jene ächte Popularität, die Bürger empfahl, die Bürger selber bezweckte, hat Schiller wie kein anderer deutscher Dichter erreicht.“ Diese Behauptung Gervinus ist eine Zwecklüge und durch keinerlei Quellen belegt – sie diente nur dazu, den allseits bekannten Bürger zu diskreditieren.

Auf einen besonderen Aspekt der Klassik ist noch hinzuweisen: die Sakralisierung Schillers anläßlich seines 100. Geburtstages. Für die Bürger-Rezeption ist das von größerer Bedeutung als Gervinus Literaturgeschichte. Von nun an wurden Schillers Werke in der Schule Pflicht und Schillers Ideen zum alleinigen Maßstab. Diese Bewegung wurde besonders von den Lehrern getragen. Als Beispiel zitieren wir einige Passagen von Seminardirektor August Lüben in *Der praktische Schulmann* von 1859. Allerdings ist sich Lüben klar, dass man dem Volk diese Schillerverehrung erst beibringen muss: „Wenn irgend Jemand in naher Beziehung zu unsern Dichtern und vor allem zu dem Dichterfürsten Schiller steht, so sind es die Lehrer und folgerichtig die Lehrerbildungsanstalten. Lehrer und Dichter verfolgen ein Ziel: Bildung der Menschheit oder Erhebung, Beglückung der Menschheit durch Bildung. Wir dürfen es uns zur Ehre anrechnen, mit den bevorzugtesten Menschen der Erde dasselbe hohe Ziel zu verfolgen. Aber wir erheben uns darob nicht; denn die Dichter sind in diesem Bunde die schaffenden Könige, wir die vermittelnden Kärrner. Aber die verdienstvolle Aufgabe, die Poesie in die Schule und dadurch ins Volk zu bringen, bleibt uns ungeschmälert, und seit der deutsche Lehrerstand diese

G.A. Bürger-Archiv

Aufgabe begriffen hat und in der Lösung derselben lebt und webt, ist ein ganz anderer Geist in die Schulen gekommen: belebende und befruchtende Frische ist an die Stelle der Dürre des austrocknenden Schulstaubes getreten. [...] Aber worin liegt es denn, daß heut´ ganz Deutschland und alle Deutsche im fernen Auslande so einig und innig die Säkularfeier Schillers begehen? Die Antwort auf diese Frage wird wohl in allen Kreisen mit den Worten gegeben: er war ein *großer Dichter*, in gewisser Beziehung unser *größter* Dichter, ganz sicher aber seit längerer Zeit und insbesondere jetzt der am meisten von uns *geliebte* Dichter. Die Wahrheit dieser Antwort wird aber von den meisten Menschen nur dunkel empfunden, von Vielen sogar nur nachgesprochen. Für *uns* schickt sich weder das Eine noch das Andere. Versuchen wir es daher, uns in Kürze klar zu machen, warum uns Schiller so werth ist, warum wir ihn so hochstellen.“[50]

Zu den erzieherischen Aspekten schreibt Lüben: „Die Ueberzeugung nun, daß es sein Beruf sei, die verdorbene Menschheit mit allen ihren untauglichen Einrichtungen durch seine Kunst umzugestalten, hat unserm Dichter den Inhalt für seine Geistesschöpfungen geliefert. Man prüfe seine herrlichen Dichtungen von diesem Gesichtspunkte aus, und man wird finden, daß sie alle seiner edlen Absicht entsprechen. Und gewiß ist, daß der kostbare Same, den Schiller so reichlich gestreut, schon Früchte getragen hat und in spätester Zukunft noch tragen wird. Wenn die Menschheit fortgeschritten, besser geworden ist - und wer wollte das in Abrede stellen? - so hat Schiller einen großen Antheil daran. Wir denken bereits mehr oder weniger schillerisch; die Einen durch unmittelbaren, die andern durch mittelbaren Einfluß, sogar diejenigen, die sich gegen ihn auflehnen und heut´ über unsere Feier grollen. [...] Die hier und da von oben herab gemachten Versuche, Schiller und Consorten aus den Lehrerbildungsanstalten fern zu halten, gehören zu den unglücklichsten und völlig vergeblichen.“[51]

Sodann werden die hehren Ziele formuliert; „So entsprechen Schillers Dichtungen, was ihren Inhalt anbelangt, ohne Frage allen Forderungen, die man an die Produkte eines reichbegabten Geistes machen kann: *sie sind voll der vortrefflichsten, erhabensten Gedanken, geeignet, der Menschheit die Richtung zum Guten zu geben, zum Vorwärtsstreben anzureizen und frei zu machen von allem Unedlen, aller unwürdigen Unterdrückung*.“

Die gesellschaftlichen Hintergründe dieser Sakralisierung fasst Rolf Selbmann 2005 in wenigen Sätzen zusammen: „Das Bürgertum des 19. Jahrhunderts erhob die Epoche der Klassik und die Figuren der Klassiker selbst zum Gipfelpunkt der deutschen Geschichte auch deshalb, weil ihnen bis 1871 ein zur Identifikation einladender Nationalstaat fehlte und an seiner Stelle der noch höhere Wert der Kultur gefeiert werden konnte. Nach der Reichsgründung erschien die politische Einigung als reale Erfüllung des in der Klassik schon geistig Vorweggenommenen: der Kunstperiode war die Zeit der realen Taten gefolgt. Mit der Klassik als dem Kern von Bildung verschaffte sich das Bürgertum zusätzlich ein Instrument zur Festigung ihrer sozialen Position. Nach oben, gegenüber dem Adel, diente die Klassik (und die Verwendung klassischer Zitate) als Ausweis einer höheren Orientierung, die (wie Titel und Orden) den Makel der einfachen Geburt ausgleichen konnte. Nach unten, gegenüber den Unterschichten, sicherte das demonstrative Vorzeigen von Bildungsgehabe den notwendigen sozialen Abstand zu den Ungebildeten.“[52] Es ging auch nicht um Schillers Werke, die brauchte niemand zu lesen. Es reichte „zitatenfest“ zu sein. Berühmtheit in diesem Zusammenhang erlangte der Realschullehrer Georg Büchmann, dessen 1864 erschienenen *Geflügelten Worte. Der Citatenschatz des Deutschen Volkes* viele

G.A. Bürger-Archiv

Nachauflagen folgen sollten. Dieses Werk versorgte das Bildungsbürgertum mit der gewünschten „Bildung“. Die Fixierung auf die Klassiker – als solche galten Goethe und vor allem Schiller – zeigte sich am deutlichsten in den vielen Literaturgeschichten des 19. und 20. Jahrhunderts. Das ging so weit, dass alle zeitlich vor Goethe und Schiller einzuordnenden Dichter als „*Die einleitenden Geister*“[53] abgetan wurden, Bürger war hier nur noch eine Randfigur – nur auf seine *Lenore* konnte man nicht verzichten.

G.A. Bürger-Archiv

Die wohl gravierendste Folge der Übernahme des Schillerschen Standpunktes durch die deutsche Germanistik ist die Verdrängung des Lyrikers Bürger. Im 19. Jahrhundert wurde seine Lyrik mit den Balladen auf gleicher Ebene betrachtet, Bürger als bedeutendster Lyriker nach Goethe genannt. Schiller hat sich jedoch durchgesetzt, wenn man Walter Müller-Seidels Ausführungen folgt: „Es gibt in Bürgers Lyrik sehr viel Unvollkommenes und Unfertiges, und es fällt nicht einmal leicht, die vollkommenen Gedichte zu bezeichnen, die man ohne Vorbehalt in unsere beliebten Blütenlesen aufnehmen darf - in jene, die bemüht sind, jeweils das Beste vom Besten zu bringen. Das trifft in erster Linie für die reine Lyrik zu, aber mit der Ballade verhält es sich nicht wesentlich anders. In einer Auswahl aus neuerer Zeit ist einzig die Lenore vertreten, und wer eine derart bescheidene Auswahl ungerecht findet, muß begründen, warum er anderes vermißt. Die guten Gedichte Bürgers sind nicht so zahlreich, wie diejenigen vorgeben, die den großen Dichter manchmal mit allzu bewegten Worten vor dem abstrakten Theoretiker in Schutz nehmen - als sei Theorie eine Sünde wider den Geist der Poesie.“[54] Was Müller-Seidel Bürger insbesondere vorwirft, ist die zu enge Bindung an das tatsächliche Leben – für Schiller war das die fehlende Idealisierung: „Die Annäherung an das Leben wird wie im Falle Bürgers sichtbar als künstlerischer Verlust. Sie wird sichtbar als ein nicht mehr Geformtes; denn man kann gerade aus diesem Grund unmöglich alles das als Lyrik gelten lassen, was Bürger mit dieser Sammlung seinen Zeitgenossen übergab. Man kann nicht so unbesehen hinnehmen, was Schiller an einem Gedicht wie der Elegie, als Molly sich losreißen wollte getadelt hat.“[55] Allerdings hat dem Lesepublikum des 18. und des 19. Jahrhunderts diese Idealisierung keineswegs gefehlt, wenn auch Julius Tittmann, der 1869 Bürgers Gedichte herausgab, die zu scharf hervortretende Individualität bemängelte: „Den Vorwurf Schiller´s, daß in Bürger´s lyrischen Gedichten die von ihren Schlacken nicht befreite Individualität des Verfassers hervortrete, haben wir noch zu erweitern: die volksthümliche Dichtung soll das subjektive Wesen überall nicht verrathen, der Dichter eines ´Volksliedes´ tritt so sehr zurück, daß nicht einmal sein Name aufbewahrt bleibt. Die ´Popularität´ der bessern lyrischen Gedichte Bürger´s liegt eben im demjenigen, was Schiller vermißte, im Mangel idealisirter Empfindungen; in ihnen spricht das rein Menschliche derselben mit seinen Fehlern, Schwächen und Verirrungen, dem Erbtheil aller Sterblichen, allgemein an, da es an eigene innere Erlebnisse anklingt. Die Erhebung, welche nur durch die reine Darstellung des Schönen erreicht wird, werden sie nimmermehr weder dem Geiste noch dem Herzen bringen. Bürger´s Leben entbehrt aller wirklich poetischen Conflicte, sein Geschick war nicht tragisch, sondern beklagenswerth. Auch in der Liebe zu Molly liegt kein tragisches Moment; die subjective Willkür hatte über den geregelten Gang des bürgerlichen Lebens gesiegt, Bürger genoß ohne Kampf, und nur das allgemeine Menschengeschick raubte ihm diesen Genuß.“[56] Gerade das Menschliche interessierte jedoch das Publikum! Johann Leonhard Hoffmann empfindet 1849 gerade das als Vorzug: „Insbesondere gelingen ihm diejenigen Lieder, wie kaum einem andern Dichter, in welchen die Tändeleien der Liebe sich aussprechen; hier ist so unmittelbare Wahrheit der Empfindung, so ungekünsteltes Gefühl, so natürlicher Ausdruck, daß sie Jeder mitempfindet und meint er, würde sich in gleicher Lage ungefähr eben so aussprechen. Diese Lieder, sieht man, sind der Wirklichkeit nach gedichtet, sind keine

G.A. Bürger-Archiv

Phantasieen eines Dichters, sondern Empfindungen eines Liebenden, wie sich denn in der gesammten Poesie Bürgers, in so weit sie die Liebe betrifft, Wahrheit und Dichtung durchdringen und das pathologische Interesse mit dem ästhetischen mischt. Darum wirken sie auch so tief auf die Empfindung des Lesers und hinterlassen bei aller Ungeschminktheit einen bleibenden Eindruck. Denn alles organisch und nothwendig Entstandene unterscheidet sich darin von dem blos Gemachten und Zufälligen, daß es kräftiges Leben und unverwüstliche Frische in sich trägt. In dieser Hinsicht hat Bürger viele Aehnlichkeit mit dem ersten unsrer Liederdichter Göthe.“[57]

Franz Horn hatte bereits 1812 die Molly-Lieder gelobt: „Von den Gedichten an Molly, besonders aber von dem: ´Als Molly sich losreißen wollte,´ mögen wir nichts weiter sagen, als daß wir uns von ihnen beinah dieselben Wirkungen versprechen dürfen, als von Tamino´s Zauberflöte. Vielleicht noch größere, da bekanntlich die meisten Thiere, die sonst nützlichen Hunde abgerechnet, sich ohnehin ziemlich musikalisch erweisen.“[58]

August Wilhelm Bohtz schwärmt 1832: „Dagegen überaus vortrefflich, vielleicht unvergleichlich ist Bürger im herzlich-naiven *Liede*. Gedichte, in denen traulicher gekost, überhaupt das Geheimniß der Liebe inniger und poetischer verrathen würde, als in so vielen Liedern an *Molly* hat die deutsche Sprache nicht aufzuweisen.“[59]

Hermann Hettner stellte 1876 die Lyrik sogar über die Balladen: „Aber man thut Unrecht, wenn man im Hinblick auf diesen scharf ausgeprägten volksthümlichen Zug vorzugsweise immer nur die Balladen Bürger’s ins Auge faßt; höher noch steht seine Lyrik. [...] Die Lyrik Bürger’s dagegen hat gar manches Lied, das sich an Tiefe der Empfindung und an Schmelz und Wohllaut des Verses dem schönsten anreiht, was deutsche Dichter gesungen, besonders gilt dies von den Liedern an Molly, vorausgesetzt, daß man sie in ihrer Urgestalt liest, bevor eine durch Schiller’s bittere Kritik veranlaßte überängstliche Feile sie abschwächte und verkünstelte. In diesen Liedern und Sonnetten ist eine Gluth und Zartheit, eine Ausgelassenheit jubelnder Lust und Munterkeit, deren süßem Zauber sich keiner entziehen kann. Nur selten werden schmerzvolle Töne angeschlagen und dann nicht in koketter Zerrissenheit, sondern immer nur mit dem tief elegischen Sehnen nach Friede und Versöhnung.“[60]

Leo Berg zieht 1896 bezüglich der Lyrik auch einen Vergleich zu Schiller: „Am wenigsten verzeiht und versteht Schiller die gewiss nicht makellose, aber prächtige Liebeslyrik Bürgers, die weder unkeusch noch gemeinsinnlich ist, die schon durch ihren hohen formalen Reiz, ihre blühende Phantasie, ihre männlich-erotische Liebenswürdigkeit und ihren lebendigen fast modernen Empfindungsreichtum über alle Gemeinheit hoch erhaben ist, und die eine fast noch gar nicht begriffene Bedeutung für die Entwicklung der modernen Lyrik gehabt hat. An Rhytmik, Melodik, Intimität der Stimmung und Seelenmalerei und an Feinheit der Technik stehen einzelne Lieder fast unerreicht da und mussten, ehe die Romantiker der deutschen Prosodik ihre Geschmeidigkeit gaben, fast wie eine Offenbarung wirken. Schiller scheint hierfür kein Gefühl gehabt zu haben. Seltsam genug ist es immer und muss gemerkt werden, dass er, der sich in der Rhytmik mit Bürger gar nicht messen durfte, der nie eine so virtuose Behandlung des deutschen Verses heraus hatte wie Bürger, der ja im wild Leidenschaftlich-Dramatischen wie im Lyrisch-Weichen unerreichbar war, ihm sogar unechte Reime, ´entstellende Bilder´, ´unnützen Wörterprunk´ und ´harte Verse´ vorwerfen konnte.“[61]

Nordhausen sieht 1899 in Bürger den nationalsten Klassiker: „So schluchzenden Wohllaut, so süsse Fülle der Empfindungen, so wehmütige Schönheit findet

G.A. Bürger-Archiv

sich nie in den Liedern eines gesunden und robusten Daseinskämpfers. Bürger verzehrte sich, wie das Licht sich verzehrt, aber in dem nicht übermässig umfangreichen Gedichtbande, den er uns hinterliess, lodert unvergänglich die Pracht seines tiefen und edlen Gemütes. Unsrer Zeit ist sie nicht ganz offenkundig, doch kein Zweifel daran, der Tag wird kommen, wo das deutsche Volk den nationalsten seiner Klassiker voll zu würdigen versteht. Schillers ungerechte und grausame Totschlagkritik in der Jenaer Litteraturzeitung von 1791, die dem Kranken weh that, bis er die müden Augen schloss, wirkt leider noch heute nach. [..] So oder so - die wider Bürger verübte Kritik ist ein Flecken auf dem weissen Mantel Friedrich Schillers. Und sie vermögen der hohen Bedeutung Bürgers nur in den Augen Urteilsloser zu schaden. Der die ´Elegie, als Molly sich losreissen wollte´ schrieb und daneben jeden leichten, frohen Klang des Volksliedes wiedergeben konnte; der ´Des Pfarrers Tochter von Taubenhain´ ersann, vielleicht die lieblichste und ergreifendste Wirklichkeitsdichtung unserer Literatur, der war ein Gewaltiger vor dem Herrn, den tötet keine Totschlagskritik.”[62]

Die umfangreiche Arbeit von Seligmann Heller von 1872 ist besonders deshalb erwähnenswert, weil er seine Betrachtung nicht auf Bürger beschränkt. So preist er die Universalität Goethes: „Vermöge seiner geistigen Inferiorität kommt Bürger aus einem gewissen engen Kreise der Empfindung nicht heraus. Liebe, und zwar die kräftige, herrliche Sinnenliebe in ihrer Sehnsucht, in ihrem Taumel und in dem Seufzen um ihren Verlust, Freundschaft, Wein und Mannesbewusstsein sind der Grundton seiner oft prachtvollen Lyrik, auch seine Balladen sind innerhalb ähnlicher Schranken eingeengt. Für Goethe's Genius gibt es dagegen thatsächlich keine Schranke. Alle Höhen, alle Tiefen von Geist und Gemüth sind hier durchmessen und schöpferisch muss die Sprache für jeden neuen Ton, für jeden neuen Gedanken eigens bemeisselt und zubehauen werden."[63] Bürger vergleicht er mit Horaz, Heine und Schiller: „G. A. Bürger gehört zu den eigenartigsten, selbstständigsten und bedeutendsten Dichternaturen, die jemals auf deutschem Grund und Boden gewachsen sind, in ihm ist jene seltene Vereinigung von Genius und Wissen, die jenen kräftigt und dieses adelt, ohne dass darum das Vollblut des Poeten durch die leiseste Anwandlung von Reflexion verfälscht oder in seinem raschen Erguss durch die Adern im Entferntesten gehemmt würde. Die liebenswürdigste Bescheidenheit und ein oft Horazisches Bewusstsein paaren sich in ihm zu imposanter Kraftfülle, die, wie sie unwillkürlich aus dem reichen Gemüthe strömt, dem eigenen Geiste als eine höhere Selbstoffenbarung aufgeht. Dabei schafft er nicht in der ersten wilden Gluth und im bacchischen Taumel der Begeisterung. Wie bei seinem römischen Muster herrscht die klarste Besonnenheit mitten in seinem kühnsten Schwunge, er hat die feinsten Gesetze der Sprache ausprobirt und ausgekostet, und wie bei jenem Sybariten, dem ein auf sein Lager gefallenes Rosenblatt den Schlaf raubte, darf nicht ein Athemzug die Harmonie seiner Gesänge trüben; er feilt und modelt, er wählt und verwirft, er häuft Variante auf Variante, bis er das entscheidende Wort, den richtigen Reim, das treffendste Bild gefunden. Was ist das dann aber auch für ein Prachtbau in seinen Versen, wie ungezwungen und gleichsam· sich selbst singend und sagend erscheinen diese Strophen! Er erinnert hierin lebbaft an Heinrich Heine, der bekanntlich seine reizendsten Lieder vielfach umgearbeitet und erst nach langem Prüfen und Suchen das Rechte sich angeeignet hat. Er erinnert andererseits wieder an Horaz, der es ja irgendwo ausspricht, wie man dem leichten und graciösen Fluss der besten Verse es am wenigsten ansieht, welche Mühe, welchen Schweiss und welches Wechselfieber von Gluth und Frost sie dem Autor gekostet. Aber G. A. Bürger, kräftiger, gesinnungstüchtiger

G.A. Bürger-Archiv

als Horaz und ohne Spur von der Frivolität Heine's, erreicht das Ideal von Jenem (quod monstror digito praetereuntium Romanae fidicen lyrae) durch die allgemeine Volksliebe und erlaubt sich die tollsten Sprünge des Humors wie dieser ohne die Gesinnungslosigkeit Beider. Er ist ein Mann, ganz Ernst und Charakter, fest auf den eigenen Füssen, einstehend und voll zahlend für jeden seiner Fehler, keine Regung an sich verschweigend, weil er sich keiner einzigen zu schämen hat; diese ehrliche Treuherzigkeit, dieser offene Biedersinn hat ein Recht, uns sein ganzes Innere klar zu entfalten, denn es ist nichts Falsches, keine Krümme und keine Halbheit darin. [...] Den obersten Rang in Bürgers Lyrik nimmt die Liebe und zwar *seine* Liebe ein. Sie ist stark, von kernhafter Sinnlichkeit, von einer Gluth, wie sie nur die Kraft tüchtiger Männlichkeit einzuhauchen im Stande ist. Nur die Alten haben noch so naiv und energisch diesen holden Drang dargestellt; aber sein eigener Busen hegte eine lohende Flamme, die, ihn selbst verzehrend, darin aufsteigt. Alles nach dieser Richtung Gedichtete trägt den Stempel hoher und höchster Vollendung. Da ist vor Allem die götterhafte, wunderbare Nachtfeier der Venus zu nennen, mit einem Zauber, einer Musik der Sprache, einem Glanz der Bilder, einer Pracht der Rhythmen, wie sie Schiller wohl äusserlich erreicht, mit nichten aber jene Zartheit, jenen Schmelz, jene seelische Hingebung an die allbezwingende , Alles in magischen Banden haltende Göttin. Man vergleiche einmal damit Schillers Triumph der Liebe, den er, wie Bürger seine Nachtfeier, als zwanzigjähriger Jüngling gedichtet, und der ganze Unterschied beider Dichter wird sofort klar. Bürger bewegt sich da auf seinem eigensten Gebiete, er schmiedet und hämmert an dem ungefügen Erz der Sprache und entlockt ihm die süssesten herzbestrickenden Töne, stolz wie ein Schwan wiegt er sich auf den schwellenden Fluthen des reinsten Wohllauts.“[64] Für den Höhepunkt der Bürgerschen Lyrik hält Heller die Molly-Lieder: „In Bürger's Liebesgedichten nehmen jedoch die unsterblichen Molly-Lieder unser Hauptinteresse in Anspruch. Keine Nation der Welt, nicht die feurigen Italiener, nicht die leicht-und heissblütigen Franzosen, haben etwas aufzuweisen, was nur im Entferntesten mit diesen kostbaren Perlen deutscher Lyrik zu vergleichen wäre. Die Thränen des grossen Dichters mögen oft auf das Blatt gefallen sein, auf welches er seine Sehnsucht, sein unaussprechliches Glück und Elend, seine Wonne und seine Verzweiflung mit zitternder Hand und in so brennenden Farben malte. Diese Liebe war nach Gesetz und Herkommen eine verbrecherische, er und sie wehrten sich Anfangs dagegen; aber sie war bestimmt, ihm die Dichterkrone, wie in Höllenflammen glühend, aufs Haupt zu drücken, wenn sie auch für kleine Seelen ihm ein unauslöschliches Brandmal auf der Stirne zurückliess. Was sind das für Töne! welche Wahrheit, welche Kraft! In dieser Weise hat die Poesie noch nie das innerste Verlangen ausgesprochen, wird sie es nicht weiter aussprechen. Das erste Aufflackern dieser Leidenschaft, das beiderseitige Widerstreben, das Verzehrende dieses Kampfes, das Sichwiederfinden dieser Liebenden, ihre Seligkeit, Molly's Werth, Molly's Schönheit und Treue, das süsse Kosen, ihre plötzliche Reue, wie sie sich losreissen will, ein Aufschrei seiner ganzen Natur in den Accenten der tiefsten Tragik, ihr Wiederkommen, neue entzückende Lust, ihre Vermählung, wo in hochherrlichen Hymnen der Dichter den Lorbeer der Vollendung sich selbst um die Schläfe windet, und endlich ihr frühzeitiger Tod, sein dumpfes Herumirren, seine schmerzenvolle Klage, seine Verlassenheit - das sind wahrlich ganz andere Lieder und Reime als die wohlgedrechselten Sonette und Canzonen eines Petrarca oder als Schillers unreife Erotik. Nur in den Liederfragrnenten der Sappho begegnen uns ähnliche Accente, und einige wenige Elegien des Tibull athmen etwas von dieser Zartheit und Lieblichkeit. Auch Sonst feiert Bürger in einer Menge der köstlichsten

G.A. Bürger-Archiv

Gedichte die Macht der Liebe, bald tändelnd und schäkernd, bald innig und fröhlich, bald heiss und schmachtend, bald in ruhiger Betrachtung - immer weiss sein unermüdlicher Pinsel uns mit neuen Gestalten und Phantasien zu berücken, immer der Sprache jenen prometheischen Funken einzuhauchen, der vor ihm unserer gesammten Poesie fehlte. Und auch nach Bürger ist ein Gedicht wie Schön Suschen nicht weiter gemacht worden. Eine solche Harmonie in Wort, Wendung und Gedanken, ein so edler und reiner Rhythmus, eine solche Meisterschaft bei solcher kindlicher Einfachheit ist selbst Goethen nur in den seltensten Fällen gelungen, bei Schiller wird man solche Vorzüge vergebens suchen.“[65]

Adolf Bartels stimmt in seiner Literaturgeschichte mit den Anforderungen Schillers an den Lyriker nicht überein: „Was kann es helfen, einem Lyriker glückliche Wahl des Stoffes und höchste Simplizität in Behandlung desselben zu empfehlen? Ist der ´milde, sich immer gleiche, immer helle, männliche Geist, der , eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edlen und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt,´ von einem solchen wirklich immer zu verlangen? Jedenfalls ist die Lyrik die pathologischste von allen Dichtungsarten, und ich bezweifle sehr, ob es dem lyrischen Dichter möglich ist, ´sich selbst fremd zu werden, den Gegenstand seiner Begeisterung (!) von seiner Individualität loszuwickeln, seine Leidenschaft aus einer mildernden Ferne anzuschauen (!),´ wenn ich auch wohl weiß, daß die ´sanftere und fernende Erinnerung´ der Lyrik oft dienlicher ist als die ´gegenwärtige Herrschaft des Affekts,´ die aber auch häufig genug das Tiefe und Mächtige hervorruft. Jedenfalls ist es übertrieben, wenn von Bürgers Gedichten gesagt wird, daß sie, so poetisch sie gesungen, so undichterisch empfunden sind, und von der sehr undichterischen Seelenlage des Dichters gesprochen wird; auch paßt der Vergleich des Lyrikers mit dem Schauspieler durchaus nicht, und ganz klar tritt Schillers Verständnismangel hervor, wenn er das ´hohe Lied von der Einzigen´ *nur* ein sehr vortreffliches Gelegenheitsgedicht nennt und dabei den ´guten Geschmack´ zum Richter der Lyrik ernennt.“[66] Zu Bürgers Lyrik insgesamt bemerkt er: „Auch die beste Lyrik Bürgers steht auf bemerkenswerter Höhe. Zwar Stücke wie ´Die beiden Liebenden´ und selbst das berühmte ´Dörfchen´ mit ihrer Rokokofrivolität wird man heute ablehnen, dafür aber die gesamte Molly-Lyrik trotz ihres pathologischen Charakters für einen der schönsten erotischen Zyklen, die wir besitzen, erklären müssen.“[67]

G.A. Bürger-Archiv

Im Zusammenhang mit der Rezension, die ja auf unterschiedliche Literaturkonzepte hinweist, ist es interessant, wie von verschiedenen Kritikern die jeweiligen Balladen beurteilt werden. Sehr ausführlich hat sich Max Wilhelm Götzinger mit diesem Thema befasst, seine Arbeit findet sich zum großen Teil auch in Lüben/Nackes *Einführung in die deutsche Literatur* von 1865 wieder. Zuerst analysiert er das Ziel der Bürgerschen Dichtung, seine Popularität: „Vor allem verlangte er [Bürger], daß sie [die Dichtung] volksmäßig sei. Durch diese Forderung wies er zweierlei zurück: die Poesie sollte vorerst nicht ausländisch sein, Sprache und Ton also nicht aus der Ferne, sondern aus dem Volke geschöpft werden, und die Gegenstände und deren Behandlung so beschaffen sein, daß sie der Auffassungs- und Empfindungsweise der Nation entsprechen. Zweitens wies er alles Gelehrte in der Kunst zurück. Ihre Werke sollten jedem Gebildeten zugänglich und kein wissenschaftlicher Apparat zum Verständnis derselben nöthig sein; daher verlangte er Klarheit, Bestimmtheit, Abrundung, Ordnung und Zusammenhang der Gedanken und Bilder, nach Wahrheit, Natur und Einfalt der Empfindungen, nach dem eigenthümlichsten und trefflichsten aus der lebendigen Mundsprache aufgegriffenen Ausdrucke derselben, nach der pünktlichsten grammatischen Richtigkeit, nach einem leichten und wohlklingenden Reim- und Versbau.

Wer wollte dem Gefühle des Dichters in der Hauptsache nicht recht geben! Hätte er verstanden, seine Theorie klar und im Zusammenhange darzustellen, hätte er später in der Litteraturwelt überhaupt mehr Ansehen gehabt, vielleicht wäre durch ihn die gelehrte Dichtkunst ganz und für immer gestürzt worden. Wenn er auch in manchen seiner Hervorbringungen die eigenen Forderungen selbst nicht befriedigt, so hat er dagegen in vielen andern den Weg angegeben, wie man allen Freunden der Dichtkunst gefallen und selbst hohen Ansprüchen genügen kann, ohne seine Formen von Griechenland und Rom zu holen.“[68]

Die großen Unterschiede sieht Götzinger in folgenden Punkten: „Aus Bürgers Balladen blickt uns Frische und Gesundheit, Lebhaftigkeit und Feuer, Jünglingskraft und kühner Muth entgegen; aus Schillers Dichtungen schaut uns Seelengröße und Herzensreinheit, stiller Ernst und himmlische Ruhe, männliche Kraft und fester Wille an. Jene Frische und Gesundheit artet oft in Derbheit, ja wohl gar in Rohheit aus, diese innre Seelenerhebung in Schwärmerei und Unklarheit; immer aber wird uns die Wahrnehmung dieser Lebensreize angenehm und erfreulich sein.“[69]

„Bürgers Poesie geht aus von der Innigkeit seines Gemüths, derzufolge er warmen Antheil an seinem Stoffe nimmt; Schillers Poesie zeigt sich am glänzendsten in dem Reichthume seines Geistes, demzufolge er eine tiefe Ansicht von seinem Gegenstande hat. Jener weiß das kleinste zu beleben und zu erwärmen durch seine Liebe, dieser das Gewöhnliche, ja das Sonderbare zu veredeln und in einen bedeutenden Zusammenhang zu bringen durch seine Anordnung.“[70] Als Unterschied sieht Götzinger: „Wir sehen in Bürger den Liederdichter, in Schiller den dramatischen. Feindliche Einwirkung eines äußern feindseligen Princips haben Schillers Helden in der Regel zu bekämpfen, und mit der Schilderung dieses Kampfes haben es seine Balladen zu thun; den Sieg des Edeln oder dessen erhabnes Unterliegen weiß er vortrefflich darzustellen. Fordert der Gegenstand eine unmittelbare Darstellung der heftigsten Leidenschaft, des bewegten Gemüthes, so verliert er sich entweder in erhabnen Wortschwall, wie in Hero und Leander, oder er giebt nur

G.A. Bürger-Archiv

schwache Umrisse, wie im Ritter Toggenburg. [...] Der Dialog ist bei Bürger immer das Schönste, die eigentliche Schilderung bei Schiller. [...] Den Charakter seiner Helden fand Schiller entweder schon in seinen Quellen, oder er bildete ihn nach seinen Ansichten. Und wir finden bei ihm lauter ideale, d.h. allgemein gehaltne Gestalten und Charaktere, ohne besondere eigenthümliche Züge. Diese idealen Gestalten sehen wir aber jedesmal unter anderen Verhältnissen, in einer andern Umgebung. Der Taucher, de Lorges, Graf Rudolf, Möros, Deodat, Ritter Toggenburg – es sind gewissermaßen immer dieselben Charaktere, nur jedesmal in einer neuen Lage. Selbst Polykrates hat durchaus nichts Eigenthümliches, auf keinen Fall zu seinem Vortheile; vermuthlich hätten wir von Bürger einen bedeutenderen Polykrates erhalten.

Bürgers Gestalten sind nie ideal, sondern ganz individuell; Lenore hat mit Frau Magdalis und mit Rosette nichts gemein, obgleich die Umgebungen gerade dieselben sind, und wie unendlich verschieden sind der Wildgraf und der Marschall v. Holm, Karl von Eichenhorst und der brave Mann, das Pilgermädchen und Getrud, Hans Bendix und der Kaiser! Ja wie leibt und lebt sogar der bloß erzählende Schwager Matz vor uns! Dieser Unterschied zwischen den Helden beider Dichter spricht sich sogar in Außerlichkeiten aus, vorzüglich auch darin, daß die von Bürger Nahmen haben, die von Schiller gewöhnlich keine; wo wir die Nahmen bei letzterem kennen, kommen sie meist bloß in der Ueberschrift vor, und nur der Gang in den Eisenhammer und der Handschuh machen hier eine Ausnahme, und wirklich sind die Gestalten im Eisenhammer auch noch die individuellsten in allen Schillerschen Balladen.“[71] Weiter gibt es stilistische Unterschiede: „Drittens unterscheiden sich beide Dichter sehr in dem, was man Styl der Darstellung nennt, d.h. In der Art, wie sie ihr Darstellungsmittel anwenden, ihren Stoff verarbeiten. [...] Verfiele Bürgers Styl nicht in Manier, so wäre er sehr zu loben; denn es herrscht eine Lebendigkeit, eine Frische, eine Beweglichkeit darin, sie sonst kein Balladendichter erreicht hat. Ganz anders finden wir hier Schillern. Man kann in seiner Darstellung durchaus nicht von Manier reden; jeder seiner Balladen ist anders gehalten, nach Bedürfnis des Darzustellenden.“[72]

Sehr große Unterschiede sieht Götzinger in der Sprache der beiden Dichter: „So wie Bürgers Helden ganz individuelle Gestalten sind, so ist auch ihre Sprache individuell; Lenore spricht anders als ihre Mutter und Wilhelm; Frau Magdalis anders als Rosette (des Pfarrers Tochter); Karl von Eichenhorst, der Freiherr, Plump und Gertrud, jedes spricht in seinem bestimmten Charakter; eben so der Kaiser und Hans Bendix u.s.w. Dies ist bei Schiller nie der Fall, seine Sprache ist ebenfalls so allgemein und ideal wie seine Helden selbst. Es ist durchaus nichts individuelles in den Wechselreden zwischen Polykrates und Amasis (man vergleiche damit den rechten und linken Ritter bei Bürger), und Deodat spricht wie Helion, Rudolf von Habsburg wie der Sänger, der Taucher wie Möros u.s.w. [...] Was nun viertens die Reinheit der Sprache, die Richtigkeit im Gebrauche der Sprachformen betrifft, so steht Bürger unfehlbar weit höher als Schiller. Er verwandte viel Fleiß auf den richtigen Sprachbau und auf den Wohlklang des Verses und hat bewiesen, wie man ein großer Dichter sein und doch auf Kleinigkeiten achten könne. Schiller ist in seinen Balladen oft nicht glücklich im Gebrauche mancher Formen, besonders in allem, was die Satzverbindung anbetrifft.

Dadurch entsteht natürlich oft Undeutlichkeit und Unbestimmtheit, welche besonders der übel empfindet, der sich mit Untersuchungen des Sprach- und Satzbaues beschäftigt hat.

G.A. Bürger-Archiv

So misrathen unserm Dichter [Schiller] in der Regel die Satzverkürzungen. [...]
Die umgekehrte Erscheinung bietet Bürgers Sprache dar. Dieser, nichts weniger als Philosoph, bringt seine Balladensprache auch da an, wo wir etwas ganz anderes suchen und schreibt Abhandlungen über die Sprache und Dichtkunst in eben so kurzen Sätzen, wie sie die Ballade liebt. Bürgers Balladensprache ist, was die Reinheit derselben anbetrifft, in der Regel untadelhaft, denn die häufigen unpassenden Ausdrücke gehören begreiflich nicht der Grammatik, sondern dem Style an. Auch Bürgers Versbau ist weit leichter, ungezwungener und wohlklingender als Schillers, dessen Verse oft etwas schwer auftreten, was wir ebenfalls aus seiner Gewöhnung ans Drama erklären können."[73]

Julian Schmidt hat sich 1859 ebenfalls mit diesem Thema auseinandergesetzt und untersucht, ob die ganz anders gearteten Balladen Schillers einen Fortschritt gegenüber den Bürgerschen darstellen: „Durch seine Balladen ist Schiller noch populärer geworden als durch seine Dramen; sie enthalten keinen Verstoß gegen die Decenz, sie geben prächtige Schilderungen und in der Regel eine haltbare Moral. Jeder Quartaner lernt sie auswendig, und es scheint gewagt, etwas gegen sie einzuwenden. Doch muß gesagt werden, daß sie gegen Bürger ein ganz entschiedener Rückschritt sind. Durch Bürger's Balladen geht in langem Athem ein gewaltiger Zug der Leidenschaft, die alle einzelnen Gemälde in brausendem Fluß fortreißt; jede Schilderung ist diesem Geist des Gedichts dienstbar. Bei Schiller stehen die Schilderungen, glänzend wie sie sind, ganz für sich; wie sie mit dem Ganzen zusammenhängen, weiß man nicht; die Farbe kommt nicht von Innen. Im Kampf mit dem Drachen ist die Moral vortrefflich, und ebenso die Schilderung, aber beide haben nichts mit einander zu schaffen; ebensowenig im Grafen von Habsburg die prachtvolle Stelle über die Macht des Gesanges mit der Anekdote: überall zwei Elemente, die an einander geschweißt, nicht organisch aus einander hervorgegangen sind. Wo ein einheitlicher lyrischer Ton ist, wie im *Ritter Toggenburg* oder im *Polykrates*, wird man durch den sonderbaren Stoff betroffen: die ganz fremde Vorstellung vom Neid der Götter drängt sich der Phantasie unvermittelt und unvorbereitet auf, und der sentimentale Ritter, der immer nach dem Fenster der Geliebten sieht, ist vollends ein Bild, das Schiller's Seele ganz fremd ist. Den Preis verdienen die *Kraniche*, wobei freilich der schöne Eumenidenchor dem Aischylos angehört, und bei dem Dichter mehr das Geschick als das Gesicht zu bewundern ist. - Die Uebertragung der Balladenform auf griechische Stoffe war im Ganzen keine glückliche Wendung. Wenn man eine beliebige deutsche Sage behandelt, so entspringt Ton und Farbe von selbst aus dem Gegenstand; bei den Sagen aus dem Alterthum dagegen, die durchweg auf eine epigrammatische Wendung ausgehn, muß man beides aus eigner Kraft hinzufügen, und daraus entspringt niemals ein organisches Ganze."[74]

Weil der von Götzinger herausgearbeitete Unterschied zwischen Schiller und Bürger nicht auf die Balladen beschränkt ist, kann die Erläuterung zur Macbethübersetzung beider Dichter durch Paul Schlenther 1894 interessant sein, weil er auch auf die Entwicklung am Theater eingeht: „Ein Vergleich der beiden Bearbeitungen ist überaus lehrreich für den ganzen großen Unterschied der beiden Dichter. Er öffnet weite Perspektiven auf das, was die deutsche Bühnendichtung unter Schillers Einfluß geworden ist, was unter Bürgers Einfluß aus ihr hätte werden können. Bei Bürger Wucht, bei Schiller Glanz; bei Bürger Naturlaute, bei Schiller fließende Rede; bei Bürger charakteristischer Ausdruck, bei Schiller schöner Stil; bei Bürger stählerne Prosa, bei Schiller silberne Verse; bei Bürger Individuen, bei Schiller Typen; bei Bürger Kerle und

G.A. Bürger-Archiv

Weiber, bei Schiller Herren und, selbst im Hexenbrodem, Damen; bei Bürger Brachfeld, aus dem der Duft der Erde steigt, bei Siller geeggtes Land, auf dem die Himmelssonne scheint; bei Bürger Shakespeare, bei Schiller Schiller.“[75]

G.A. Bürger-Archiv

Folgen der Schillerschen Rezension

Die Reduzierung Bürgers auf seine *Lenore* in vielen Literaturgeschichten ist ein Resultat der Klassik und beruht letztlich auf der Rezension Schillers in der Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung von 1791. Was war passiert? Ein junger Schriftsteller von einiger lokaler Berühmtheit, dem Drama zugeneigt, vertieft sich in die Philosophie und macht es sich zur Aufgabe, die verderbte Welt - die zerrissene Gesellschaft - zu einen, nicht durch einen realen Umsturz, sondern durch Lyrik zu retten. Wie diese Lyrik auszusehen hätte, formuliert er im Tone eines universell gültigen Gesetzes in einer Rezension über die Bürgersche Gedichtausgabe von 1789. Und er kommt, wen wundert es, zu dem Resultat, dass der zur Zeit berühmteste Dichter nicht diesen Anforderungen genügt.

Diese Rezension wurde später ganz unterschiedlich bewertet – für die einen ein unantastbares Regelwerk für die zukünftige Literatur, für andere eine verschlüsselte Selbstkritik auf Kosten Bürgers, wie für Julian Schmidt: „Wenn Fiesco, als er sein Weib umgebracht, ´viehisch um sich haut´ und ´mit frechem Zähneblöken gen Himmel´ den Wunsch ausspricht, ´den Weltbau Gottes zwischen den Zähnen zu haben und die ganze Natur in ein grinsendes Scheusal zu zerkratzen; bis sie aussehe, wie sein Schmerz;´ - wenn Verrina ´bei allen Schaudern der Ewigkeit´ ihm zuschwört, ´einen Strick wolle er drehen aus seinen eigenen Gedärmen und sich erdrosseln, daß seine fliehende Seele in gichtrischen Schaumblasen ihm zuspritzen solle´: - so empfindet man wohl, daß jene bittere Anklage gegen Bürger zugleich ein reuiges Bekenntniß enthält.“[76] Zur Rezension selbst meint Schmidt: „Die Vorwürfe waren sehr aus der Oberfläche geschöpft, und was etwa davon gegründet sein mochte, traf Schiller´s eigne Gedichte doppelt und dreifach. Bürger's Talent war er in keiner Weise gerecht geworden: die *Pfarrerstochter von Taubenhain*, *der wilde Jäger*, *Kaiser und Abt*, *die Kuh*, *das Lied von der Treue* — sämmtliche Balladen aus der Zeit von 1781—1788, waren fast gar nicht, oder nur in Bezug auf den häßlichen Stoff erwähnt, da doch die künstlerische Behandlung das Höchste war, was die Deutschen überhaupt in diesem Fach geleistet haben..“

In seiner *Tragischen Literaturgeschichte* von 1948 empfindet Walter Muschg mit drastischen Worten die Rezension sogar als Mittel zum Zweck: „In der Kunst bedeutet dieses Vollkommenheitsbewußtsein unfruchtbare Erstarrung, auch wenn es nicht in pharisäischen Dünkel ausartet. Jeder seherische Dichter, der sich auf eine Offenbarung beruft, läuft Gefahr, auf die Dauer so zu versteinern. Deutschland, das Land des Theologenhochmuts und des Kirchenstreits, hat diesen Typus auch in der Literatur besonders erfolgreich am Werk gesehen. Alle Macht ist böse und entsteht durch Schuld. Auch die Machtstellung, die Goethe und Schiller für sich eroberten, machte davon keine Ausnahme. Nachdem sie sich einmal verstanden, erwies sich der priesterliche Schiller als der geniale Hüter und Mehrer ihres Reiches. Er hatte den strategischen Blick und die unermüdliche Freude am Kampf. Schon auf dem Weg zu Goethe war er vor keiner geistigen Gewalttat zurückgeschreckt. Eine der schlimmsten war die Rezension, mit der er Bürger, den Dichter der *Lenore*, als ein Goethe wohlgefälliges Opfer abschlachtete. Es war die eigene revolutionäre Vergangenheit, von der er sich mit diesem Meisterwerk an Scharfsinn und Bosheit lossagte, aber Bürger blieb dabei mit seiner Person und seinem Ruhm auf der Strecke. So gewaltsam ging es in Schillers ganzem Leben zu.“[77]

G.A. Bürger-Archiv

Der Inhalt der Rezension soll hier weniger interessieren, wichtig ist nur, welche Folgen diese für das Bürger-Bild des 19. und 20. Jahrhunderts hatte – bis 1806 wurde die Rezension praktisch nicht beachtet, auch nicht in den damals erschienenen Literaturgeschichten. Immerhin wies ein Anonymus in der ALZ von 1805 auf das Unzulässige der Rezension hin: „Wohl! hätte nur der Beurteiler den Dichter von dem Menschen getrennt! Wenn er aber sagte, der Geist, der sich in jenen Gedichten darstelle, sei nur darum kein gereifter, kein vollendeter Geist, seinen Produkten fehle nur darum die letzte Hand, weil sie ihm selbst fehle; so überschritt er damit weit die Grenzen seines Urteils, und mußte notwendig den hintangesetzten, vernachlässigten, an Gesundheit, Hoffnung und Glück verarmten Mann empfindlich kränken.“[78] Wilhelm Hennings hat 1821 die Rezension nicht aufmerksam gelesen, wenn er schreibt: „Jene oft übelgedeutete Rezension will keineswegs den Dichter beleidigen und niederschlagen; kränken wollte Schiller der edle Menschenfreund nie. Alle Vorzüge des Geistes und Herzens Bürgers werden mit Wärme gerühmt; es wird ihm in Bezug auf die Balladen das ehrenvollste Lob ertheilt.“[79] Tatsache ist vielmehr, dass alle Balladen, insbesondere die *Lenore*, scharf verurteilt werden! Richtungweisend im Sinne der Klassik wurden 1830 die Vorstellungen von Johann Wilhelm Loebell: „Eine wehmüthige Sehnsucht nach dem Ideal, ein tiefes Gefühl der Abhängigkeit des Erscheinenden von unsichtbaren Gewalten, eine edle Begeisterung für sittliche Größe, und eine reiche, harmonische und volltönende Sprache, erwarben ihm [Friedrich Schiller] unter den Deutschen eine verehrende Zuneigung, wie sie in diesem Grade kein anderer Schriftsteller besessen hat. Unter allen Deutschen Dichtern neuerer Zeit wurde Schiller der beliebteste und gelesenste. Selbst das Volk fühlte sich durch die Macht der hohen Klänge wunderbar ergriffen, während derjenige Dichter, der es eigentlich darauf anlegte, ein Volksdichter zu seyn, Bürger (geb. 1748, gest. 1794), mit einem schönen Talent, einer kräftigen Sprache und weit volksmäßigeren Stoffen seine Aufgabe verfehlte, weil ihm der Sinn für das Ideale gebrach, der sich mehr und mehr als die wesentliche Eigenthümlichkeit des Deutschen Geistes in seiner künstlerischen und wissenschaftlichen Richtung ergab.“[80] Diesen rein spekulativen Ansatz, durch keinerlei Empirie gestützt, wird später auch Gervinus verbreiten. Friedrich C. G. Brederlow schließt sich Schiller 1844 bedingungslos an: „Früher galt Bürger eine Zeitlang geradezu als der beliebteste und größte Dichter des Volks; man war überrascht, und selbst die ernsteste Kritik gestand ihm zu, daß jedes Gedicht mit dem sichersten Griffe aus dem Mittelpunkte gehoben; daß Alles *einzig* gedacht, empfunden, gesagt und daß der Ausdruck dem Gedanken nicht angepaßt, sondern angeschaffen sei. Bürger selbst hatte auch die seltene Freude, auf einer Reise in die Heimath in einer Bauernstube seine Lenore unter dem lautesten Beifalle der ländlichen Zuhörer vom Schulmeister vorlesen zu hören.

Schiller allein ließ sich nicht blenden; er vermißte in allen Bürger'schen Gedichten den milden, sich immer gleichen, immer hellen männlichen Geist, der eingeweiht in die Mysterien des Schönen, des Edlen und Wahren zu dem Volke bildend niedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugnet. Schiller tadelte an Bürger, daß er sich nicht selten mit dem Volke vermische, zu dem er sich doch nur herablassen sollte, und anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefalle es ihm oft, sich ihm gleich zu machen; er vermißte die *Ideale*, die große, aber unentbehrliche Kunst, das Vortreffliche seines Gegenstandes von gröbern und fremdartigen

G.A. Bürger-Archiv

Beimischungen zu befreien; seine Muse sei oft zu gemein sinnlich und seine Schönheit trete nur einher als üppige Jugend, als volle Gesundheit und sinnliches Wohlleben; selten sei ein Gedicht gesäubert und die schlimme Region des Wüsten bleibe nicht unbetreten.“[81] Auch August Friedrich Christian Vilmar folgt dem Schillerschen Ansatz und setzt Person und Werk gleich: „Bekanntlich sind Bürgers Gedichte vielfach mit seinen, fast vom Anfange an in sich zerrütteten Leben verflochten, und die große Mehrzahl derselben ist ein getreuer Abdruck einer eben so unedlen als unschönen Wirklichkeit.“[82] Allerdings weist er auch auf Bürgers erstaunliche Wirkung hin: „Bürger hat zu den populärsten Dichtern gehört, welche unsere gesamte Literaturgeschichte aufweisen kann - seine *Lenore* durchflog in einem Augenblicke ganz Deutschland und wurde, was nicht stark genug hervorgehoben werden kann, im Kreiße des Volkes eben so wol gelesen und gesungen wie im Kreiße der Gebildeten, und thut in beiden Kreißen noch jetzt, nach siebenzig Jahren, ihre Wirkung.“[83]

Eine der vielen kritischen Stimmen zu Schillers Rezension ist die von Franz Horn. Er formuliert 1824: „Sie ist bekanntlich von Schiller: aber nicht von *dem* großartig kühnen, der die Räuber schuf und den herrlichen Posa, der, frei gesinnt, einer dumpf engen Inquisitionswelt muthig geistreich gegenüber steht, nicht von dem herrlichen Dichter des Toggenburg und des Tell, sondern von jenem *Schiller*, der in metaphysischer Uebertreibung, seinen eignen herrlich kühnen Genius für einige Jahre in die *Kantische* Schule schickte, wo er sich mit der Formenlehre zerarbeiten mußte, und, weil es ihm selbst so schwer geworden war, nun auch andere veranlassen wollte, sich auf ähnliche Weise zu zähmen. Wohl darf es uns seltsam, ja fast komisch erscheinen, daß Bürger durch eine Recension, die in der That nicht viel mehr enthält als einige abgerissenen Gedanken über Objektivität und Idealität der Poesie, sich so tief verletzt fühlen konnte. Leider aber imponierte ihm das metaphysische Gewand, worein sie gekleidet ist, gar sehr, und er konnte in der Geschwindigkeit für seine allzuheftige Antikritik kein gleiches Prunkkleid finden, das in ruhigen Stunden doch so *leicht* aufzutreiben ist.“[84] Und Horn fährt fort: „Die beste Kritik der Bürgerschen Gedichte ist, wie mich dünkt, von dem deutschen Volke selbst gemacht worden, indem es manche derselben sich in das Gemüth tief hineingeschrieben und glücklich auswendig gelernt hat.“

Eine kritische Auseinandersetzung mit der Rezension ist im 19. Jahrhundert kaum zu finden, es bleibt bei nicht näher begründeter Zustimmung oder Ablehnung. Eine Ausnahme bilden die Kenner von Schillers Werk und seiner Entwicklung, insbesondere Karl Hoffmeister, Karl Grün und Otto Harnack. Hoffmeister schreibt 1838 in seinem Werk *Schillers Leben. Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang:* „Schiller, welcher im April 1789 in Weimar Bürger's persönliche Bekanntschaft machte, hatte ihn im Leben so, wie in seinen Gedichten gefunden: bieder, populär, aber auch zuweilen platt; ´vom Platten aber ist der Idealist ein geschworner Feind´. Unser Kunstrichter behauptet nun: Bürger's Produkten fehle deßwegen die letzte Hand, weil - sie ihm selbst fehle, er könne deßwegen seinen Gegenstand nicht idealisiren, weil das Ideal von Vollkommenheit sich in seiner eigenen Seele nicht verwirklicht habe.

Dieser ideenreichen Beurtheilung fügte ihr Verfasser eilf Jahre später, als er sie in den vierten Band der Sammlung seiner kleinen prosaischen Schriften einrückte, die Anmerkung bei, daß er auch jetzt seine Meinung nicht andern könne, aber sie mit bündigeren Beweisen unterstützen würde, denn sein Gefühl sei richtiger gewesen, als sein Räsonnement. In den allgemeinen Behauptungen scheint er besonders in Folgendem gefehlt zu haben.

Den verfeinerten Kunstsinn, heißt es, befriedigt nie die Materie, sondern nur die Schön-

G.A. Bürger-Archiv

heit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Mischung. Wenn dieses wahr ist, wie kann der Verfasser auf den vorhergehenden Seiten von einer dem Dichter nothwendigen glücklichen Wahl des poetischen Stoffes reden, die sich nur an das halten soll, was dem Menschen als Menschen eigen ist? und wie kann er der Bürger´schen Muse ihren sinnlichen Charakter vorwerfen? Die Schönheit der Form kann sich ja auch am Speziellsten zeigen, und auch das Sinnliche läßt sich ´fein mischen´.

Mit diesem Widerspruch der Ansichten hängt noch ein anderer Fehlgriff zusammen. Schiller rechnet zur Idealisirung des poetischen Stoffes auch das, daß das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen erhoben werde. Namentlich soll der lyrische Dichter keine Seltenheiten, keine streng individuelle Charaktere und Situationen darstellen; er darf eine gewisse Allgemeinheit in den Gemüthsbewegungen, die er schildert, nicht verlassen. Die späteren Bürger´schen Gedichte werden getadelt, weil sie großentheils Produkte einer solchen ganz eigenthümlichen Lage seien, deren Unideales, welches von ihr immer unzertrennlich sei,. den vollständigen und reinen Genuß sehr störe. Schiller verwechselt aber hier das Allgemeine mit dem ächt Menschlichen und Bedeutsamen, und das Gemeine und Unvollkommene mit dem Individuellen und Lokalen. Alles ächt Menschliche, alles Bedeutsame im Menschenleben ist nur dann wahrhaft poetisch, wenn es sich in die individuellsten Lagen hinein verzweigt. Die Lieder an Molly z.B. scheinen uns nicht mit Schiller unpoetisch empfunden! Welch eine tief erschütternde, verhängnißvolle Gemüthslage eines Dichters, an eine Gattin gebunden zu sein, die ihm gleichgültig ist, und ihre eigene Schwester unaussprechlich zu lieben und von ihr eben so geliebt zu werden, mit der sich zu verbinden, ihm konventionelle Gesetze nicht gestatten! Gerade durch dieses ganz bestimmte Verhältniß werden uns alle Lieder, die dasselbe offenbaren, interessanter, beziehungsreicher, wahrer und theurer. [...] Seither ist es hinreichend anerkannt, daß Schiller Bürgern einseitig beurtheilte. In dem Streben nach eigener Selbstveredlung leidenschaftlich begriffen, konnte er einem dem seinigen ganz unähnlichen Verdienst unmöglich Gerechtigkeit widerfahren lassen.“[85]

Karl Grün wehrt sich 1844 insbesondere gegen den Schluß von der Person auf das Werk: „Die berühmte und berüchtigte Rezension der *´Bürger'schen Gedichte´* stand 1791 in der *Allgemeinen Literaturzeitung* und war im Jahre vorher niedergeschrieben worden. Sie fällt also in die Zeit, in welcher Schiller den großartigen Reinigungsprozeß mit sich vornahm, sich durch ästhetische und philosophische Studien zu der idealen Höhe zu erheben, auf der ihm einzig der Odem ächter Kunst zu wehen schien. Von solch' hohem idealischem Standpunkte fiel ihm denn das Unkünstlerische, Platte in Bürger's Gedichten allzusehr auf, oder er vergaß wenigstens über diesen Mängeln, den tiefen, poetischen Fonds, das Bleibende in Bürger in das rechte Licht zu stellen. Die Kritik ist negativ, sie läßt blos fallen; das Lob, das sie ausspricht, sieht wie erzwungen aus und als ob es nur zur Beschönigung des wegwerfenden Urtheils ausgesprochen wäre. Dies ist der Mangel der ganzen Rezension; nicht das Negative ist falsch, sondern das Positive fehlt. [...] Die Spitze der Kritik, die man freilich nur dem reinen, hochsittlichen Schiller *verzeihen* kann, ist der Schluß ad hominem, ´daß der Geist, der sich in diesen Gedichten darstelle, kein *gereifter, kein vollendeter Geist* sei, daß seinen Produkten nur deshalb die letzte Hand fehlen möchte, — *weil sie ihm selbst fehle.´*

Diese Lizenz geht über die Befugniß jeglicher Kritik hinaus [...]. Die Person des Dichters muß unantastbar bleiben.“[86] Die härteste Kritk an der Rezension brachte jedoch Otto Harnack 1898 an. Er weist darauf hin, dass dieser sich damals in einer Schaffenskrise befand und unterstellt ihm sogar, dass er sich gar nicht mit Bürgers Werk ernsthaft

G.A. Bürger-Archiv

auseinandersetzen wollte. Für Harnack gilt: „Sich auf den Standpunkt des Autors zu versetzen, ist die erste Bedingung gerechter Kritik“. Zudem hält er Schillers Idealisierung für eine unmögliche Theorie weil sie das Ende jeder Lyrik wäre. Und auch gegen Schillers Endurteil legt er Widerspruch ein: „Während sich Schiller so entschlossen von der Dichtkunst zurückzog - so entschlossen, daß er selbst zu poetischen Stammbucheinträgen in dieser Zeit ältere Verse, zurückgebliebene Strophen der *Künstler* verwandte - ließ er ein strenges Gericht über einen anderen Dichter ergehen, der nicht solche Selbstzensur übte. Bei Schillers Rezension über Bürgers Gedichte bewährt sich mutatis mutandis der Spruch Goethes:

Wer Euch am strengsten kritisiert,
Ein Dilettant, der sich registriert.

Zwar kein Dilettant kritisiert hier, wohl aber ein Dichter, der sich aufs entschiedenste ´resigniert´ hatte. Wenn Bürger für unmöglich hielt, daß Schiller diese Rezension verfaßt habe, weil er damit seine eigenen Gedichte verdammt haben würde, so entging ihm gänzlich, daß Schiller gerade das aus vollster Seele wollte und tat; in Bürger stieß er den eigenen alten Menschen von sich. Es ist klar, daß unter solchen Umständen die Rezension sich nicht durch Billigkeit auszeichnen konnte. Sich auf den Standpunkt des Autors zu versetzen, ist die erste Bedingung gerechter Kritik; sie verweigern ist nur gestattet, wenn man glaubt, das Werk von vornherein als ´unter aller Kritik´ betrachten zu dürfen. Diese Meinung lag auch der Schillerschen Rezension tatsächlich zugrunde, und eben darum konnten auch alle einzelnen Lobsprüche, mit denen nicht gekargt war, den vernichtenden Eindruck nicht aufheben. Talent in verschiedener Hinsicht wurde Bürger zuerkannt; aber ein Talent, das mutwillig durch die unerzogene Persönlichkeit des Dichters verschleudert und vergeudet war. Und nicht nur in einzelnen Plattheiten und Schlüpfrigkeiten fand Schiller diesen Verderb des Talents, sondern in der Ungezähmtheit, mit der sich die maßlose, den Dichter zerrüttende Leidenschaft in seine Dichtung hineindrängte, die künstlerische Idealisierung von sich wies und deshalb auch die äußere Formvollendung unmöglich machte.

In diesem Urteil über Bürgers Person und Leistung ist viel Wahres; ja das meiste ist wahr, und doch setzte sich Schiller mit dieser Rezension im ganzen ins Unrecht. Zunächst war die Theorie, die er zugrunde legte und verfocht, eine unmögliche; seine Lehre von der Idealisierung, wie sie hier ausgesprochen, würde tatsächlich die lyrische Dichtung töten. Wenn verlangt wird, daß die Dichtkunst die Sitte, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit geläutert und veredelt in ihrem Spiegel sammeln solle, daß der Dichter der aufgeklärte verfeinerte Wortführer der Volksgefühle ein solle, der die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu erraten gebe, - so meint man eher, daß von einem Verkünder populärer Philosophie nach Art [Christian] Garves oder [Johann Jacob] Engels die Rede sei, als von einem lyrischen Dichter. Es war eben Schillern damals die selbständige Bedeutung des Ästhetischen noch nicht aufgegangen. Er selbst hat später ein klares Bewußtsein dieses Mangels gehabt, wenn er nur an dem Endurteil über Bürger festhielt, die ´Beweise´ aber, die er dafür angeführt, preisgab. Wir jedoch müssen auch gegen das Endurteil Einspruch erheben. Waren auch die Vorwürfe meist berechtigt, so fehlte das Bewußtsein der eigentümlichen dichterischen Kraft Bürgers. Bürger war nicht nur talentvoll, sondern in ihm lebte ein Funke genialen Feuers. Und er hatte das Recht, trotz aller Mängel seiner Ausbildung, ein Urteil zu fordern, das von der Achtung vor dieser

G.A. Bürger-Archiv

poetischen Genialität getragen war. Dafür ließ Schillers Rezension das Verständnis vermissen; von der Nachwelt ist sie nicht bestätigt worden. Aber ein glänzendes Zeugnis ist sie für den Ernst, mit dem Schiller damals sich selbst zu reinem künstlerischen Schaffen zu erziehen strebte.“[87]

Bürger hat auf die Schillersche Kritik in mehrfacher Hinsicht geantwortet. Da er den Kern der Anschuldigungen jedoch nicht recht verstand, war auch seine Antwort beleidigt und etwas konfus. Die treffendste Anwort hat er wohl mit seinem Gedicht *Der Vogel Urselbst* gegeben. Darüber und über Bürgers Wesen hat sich Seligmann Heller Gedanken gemacht: „Dass er kein Freiheitsfanatiker und blosser Raisonneur war, beweisen seine Lieder an die Franzosen, die nur von ihrer Unabhängigkeit schwatzen, sich aber ihres hohen Glückes unwürdig zeigten. Da ist also nichts von jener Schillerschen bangen Flucht ins Ideal mit dem Motto: ´Freiheit lebt nur in dem Land der Träume;´ da ist ein strenger, mannhafter, eisenfester, ausdauernder Charakter, den er bis ans Ende seines hartgeprüften Lebens bewährt hat.

Dieses kernige Wesen tritt in seinen litterarischen Fehden überall herrlich hervor, wie z. B. in der prachtvollen Ausforderung an Fritz Stolberg, der mit ihm in einer Uebersetzung der Ilias rivalisirte, oder in seiner schonend-gerechten Beurtheilung des so tief unter ihm stehenden Blumauer, es erscheint aber in seinem vollsten Glanze bei Schiller's bekanntem Angriff auf ihn in der allgemeinen Litteraturzeitung vom Jahre 1792. Heutzutage steht es ausser allem Zweifel, dass dieser Angriff, so gut und ehrlich gemeint er von Schillers Seite war, doch eine Tactlosigkeit, wenn nicht gar eine schwere Ungerechtigkeit zu nennen ist. Schiller verkannte nicht nur, in Kant'sche Theoreme tief versenkt, das Wesen wahrer Volksthümlichkeit , er wollte auch gewaltsam und mit frevelmüthigem Dünkel eine so ganz aus sich herausgewachsene Individualität wie die Bürger'sche zerstören und ummodeln, und das Entgegenhalten des saft-und kraftlosen, aber formell correcten Mathisson, als des zu befolgenden Ideals, konnte nur geeignet sein, den erbitterten Dichter noch mehr aufzubringen. Dennoch ist Bürgers Betragen in dieser Angelegenheit von Anfang bis zu Ende ein ehrenhaftes und massvolles gewesen. Die Satire vom Vogel Urselbst, in welcher er Schiller einen kranken Uhu nennt, der aus den Trümmern Troja's herauswinselt, möchte zwar an das Gegentheil denken lassen; man erwäge jedoch, wie gereizt Bürger unmittelbar nach dem Angriffe sein musste; man erwäge, dass Schiller selbst damals auf dem Felde der Lyrik noch wenig oder nichts geleistet hatte und in den Augen des formvollendeten Bürger allerdings als ein Stümper erscheinen mochte, dass die Einwürfe, die Bürger seinerseits gegen Schillers Lied an die Freude machte, nur zu gerecht sind, und dass Schiller ausser der Uebersetzung des zweiten und vierten Buches der Aeneis (daher die oben angeführte spöttische Bezeichnung im Vogel Urselbst) in der That damals noch keine bedeutende Leistung in der Verskunst aufzuweisen hatte. Und krankhaft und pedantisch musste Bürger eine Mahnung erscheinen, die von ihm nichts weniger forderte, als seine eigene Natur zu verleugnen. Man bedenke endlich, dass schon achtzehn Jahre vor Ausbruch dieses Kampfes Bürger in einem sehr launigen Gedichte seinen Widerwillen gegen Mamsell la Regle ausgesprochen, ´wenn sie gar zu steif hin und her hofmeistert.´ Aber vielleicht nur wenige Tage nach jener ersten Auslassung im Vogel Urselbst schrieb Bürger die trefflichen Distichen ´über die Dichterregel´, in welcher er den Schiller'schen Behauptungen von der Nothwendigkeit der idealen Schönheit und Correctheit eines Gedichts das Motto aus dem Horaz: non satis est, pulchra esse poëmata, dulcia sunto, et quocunque volent animum auditoris agunto entgegensetzt, erst im Allgemeinen ´von der schönlich geleckten Form mit

G.A. Bürger-Archiv

dem wässerigen Inhalt´ spricht, dann aber mit den edel anerkennenden Worten schliesst:

Deinem Genius Dank, dass er, o grübelnder Schiller,
Nicht das Regelgebäu, das du erbauet, bewohnt!
Traun! wir hätten alsdann an dir statt Fülle des Reichthums,
Die uns nährt und erquickt, einen gar luftigen Schatz.

Und eine ganze Strophe hat er diesem seinen Todfeinde zu liebe (denn es steht ausser aller Frage, dass Schiller's Kritik ihn tödtlich verletzte; er hat seitdem nichts Frisches und Lebensfreudiges mehr geschaffen und starb arm und elend zwei Jahre nach dem Erscheinen jener Recension) in seinem Blümchen Wunderhold geändert, während er in der Anmerkung zu dieser Aenderung seinen Gegner in wahrhaft classich -biderber Weise abfertigt.“[88]

Auch wenn die Schillersche Rezension das Urteil über Bürger in den meisten Literaturgeschichten nicht nur des 19., sondern auch des 20. Jahrhunderts bestimmte, bewahrten sich gerade die Lexika eine bemerkenswerte Unabhängigkeit, am deutlichsten vielleicht beim Conversationslexikon von 1843: „B. zeichnete sich durch eine echt deutsche Biederkeit, Geradheit und Offenheit und, wie manche seiner brieflichen Geständnisse und Selbstberichte bezeugen, durch eine fast zu weit getriebene Bescheidenheit und Selbstkenntniß aus; seine Herzensgüte und sein Wohlwollen waren unbegrenzt, verleiteten ihn aber auch zu einem unverwüstlichen Vertrauen auf Andere, das ihm wesentlich schadete und, verbunden mit einem gewissen Hange zur Sinnlichkeit und mit einer zwar poetischen aber leichtsinnigen Sorglosigkeit und Unkenntniß der Lebensverhältnisse, ihm alle jene häuslichen Zerwürfnisse bereitete, die ihn nach und nach aufrieben. Diese Eigenschaften prägen sich auch in seinen Dichtungen aus, denen man aber keineswegs irgend eine Trübung und Verbitterung des Gemüths, welche man unter solchen Verhältnissen vermuthen sollte, ansehen kann; er stand als Dichter über seinen Lebensverhältnissen, und bis zuletzt behielten seine Dichtungen einen gewissen Anstrich von Gesundheit und Lebensfrische. Die Stellung, welche er als Dichter einnahm, ist eine beneidenswerthe zu nennen, indem er, wie kein Anderer seiner Zeit, Volksdichter im reinsten Sinne des Worts war und geblieben ist. Gerade der Besitz der dichterischen Fähigkeiten, welche Schiller in seinen einseitigen Recensionen ihm zum Vorwurfe macht, wie der ebenfalls gerügte Mangel an idealer Auffassung befähigten B., ein Dichter des Volks zu werden, ohne sich darum mit den Gebildeten zu verfeinden; selbst die Überderbheit in manchen Gedichten B.'s, die vom höhern ästhetischen Standpunkte aus verwerflich sein mag, war B. in seinen Bewerbungen um die Gunst des Publikums eher förderlich als hinderlich. Einen richtigem Maßstab zu seiner Beurtheilung als Schiller fand Schlegel in seiner Kritik, welche in dessen ´Charakteristiken und Kritiken´ mitgetheilt ist, doch hält sich auch Schlegel von schiefen Ansichten durchaus nicht frei, und wenn er von einem später erst gewonnenen Standpunkt aus ein Recht hatte, darauf hinzuweisen, daß B. in seinen Nachbildungen engl. Balladen Alles in das Gröbere und Derbere herabgezogen und den Stoff unnütz in die Breite gedehnt hätte, so ist wohl zu beachten, daß zu B.'s Zeit das Publicum für die mehr andeutende Einfachheit der engl. oder schot. Ballade noch kein Verständniß hatte, und daß der Dichter gerade durch seine breitere, Alles motivirende und zurechtlegende Ausführung den rechten Weg traf, um das Publicum wie die Kritik zu einem spätern Verständniß der Volkspoesie vorzubereiten.“[89] Keine Gleichsetzung von Person und Werk, vielmehr die zutreffende Feststellung: „ Er stand als Dichter über seinen Lebensverhältnissen“.

G.A. Bürger-Archiv

Neubewertung von Klassik und Bürger-Rezension

Robert Prutz stellte schon 1847 die Diagnose: „Was that es also, ob das Publikum unsre Bücher las oder nicht, ob sie ihm gut behagten oder schlecht, wenn nur die Kritiker sie lobten? - So ist das traurigste Schicksal über die deutsche Literatur gekommen: geschrieben zu werden *von* Literaten *für* Literaten. Die Massen haben wir preisgegeben: was Wunder, daß sie ihre Unterhaltungen anderswo suchen, als bei uns?“[90] Dabei war Prutz einer der vielen, die Bürger mit Schillers Argumenten verurteilten und damit den bedeutendsten Schriftsteller trafen, der eben nicht für Literaten, sondern für die Massen schrieb. Es sollte noch viel länger als 100 Jahre dauern, bis das von Prutz genannte Problem ernsthaft diskutiert werden sollte. Etwa zur gleichen Zeit wurde, wenn auch nicht zum ersten Male, Schillers Rezensionsstrategie von Helmut Koopmann hinterfragt. Zu Schillers *Verteidigung des Rezensenten* bemerkt er: „Schiller ruft Maßstäbe in Erinnerung, um an diesen dann das lyrische Werk Bürgers zu prüfen. Wir haben es fast überdeutlich mit dem im 18. Jahrhundert dominanten Typus der normierenden Rezension zu tun: hier manifestiert sich noch einmal das Grundsatzdenken des Jahrhunderts, und damit ist Schillers Bürger-Rezension eine einzigartige Verteidigung ästhetischer Gesetzlichkeiten an sich. Es muß dem Künstler darum gehen, ´das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben´, Das wirkt fast wie eine Umkehr des Lessingschen Satzes aus den *Abhandlungen über die Fabel*, daß das Allgemeine nur im Besonderen existiere und nur im Besondern anschauend erkannt werden könne.“[91] Mit anderen Worten: Schiller formuliert eigene Glaubenssätze, nach denen Bürger beurteilt wird, obwohl dieser diese Regeln nicht einmal kannte. Fast noch wichtiger ist jedoch das Resumé von Koopmann, dass nämlich mit dieser Rezension die Zeit der fraglosen Kunstrichterei vorbei ist: „Bürger verstand das alles nicht; er begriff nicht, wieso er Gesetzen genügen sollte, die ein anderer ersonnen hatte, und warum er nach ästhetischen Grundsätzen verurteilt wurde, die er nicht gekannt hatte. Doch aus seiner Antikritik spricht, nachträglich besehen, nicht nur der konfus gewordene Volksdichter, dem plötzlich verleidet werden sollte, was viele an ihm gerühmt hatten. Er verspottet das ´höhere Genie´, das sich hier ein Kunstrichtertum angemaßt hatte, wozu es in Bürgers Augen nicht legitimiert war. Und er schrieb: ´Wäre nun mein Beurteiler kein höheres, sondern ein Kunstgenie bloß meinesgleichen, so würden unsere einander entgegenstehenden Autoritäten, wie zwei gleiche unabhängige Kräfte sich wenigstens die Wage halten, und sein Geschmack müßte von dem meinigen, wie ein Souverain von dem andern, wo nicht mit schüchterner, doch mit bescheidener Achtung sprechen.´ Es war eine etwas simple Verteidigungsstrategie, die Bürger da einschlug aber sie scheint über die von ihm aus so gesehene persönliche Fehde doch ein neues Zeitalter in den Beziehungen des Kritikers zu seinem Gegenstand einzuläuten. Denn was Bürger, wenn auch nur andeutungsweise, vertritt, ist die Idee von der Eigengesetzlichkeit der jeweiligen Kunstmaximen und die These, daß jeder nach seinen eigenen Werten beurteilt zu werden verdiene. Für Bürger liegen die ästhetischen Maßstäbe nicht in einer allgemeinen Gesetzlichkeit, sondern im jeweiligen Literaturwerk selbst. Es ist nichts Geringeres als die Auflösung der Ästhetik des 18. Jahrhunderts, die sich hier ankündigt, der Einzug neuer Wertungskriterien, die Ahnung dessen, daß die Zeit allgemeiner Kunstregeln und einer fraglosen Kunstrichterei vorbei sei. Mit Schillers Bürger-Rezension endigt eigentlich schon die Ära einer Kritik nach unbezweifelbaren Grundsätzen und den

G.A. Bürger-Archiv

´Grundbegriffen des Vollkommnen und Schönen´, Und die Epoche, in der literarische Wertung zum Problem werden sollte, beginnt.“[92]

Wohl einer der ersten, die sich umfänglich nicht nur mit der Rezension, sondern auch den unterschiedlichen Literaturkonzepten Bürgers und Schillers auseinandergesetzt haben, ist Klaus L. Berghahn. Er verengt die Diskussion nicht auf die Rezension selbst. Er betrachtet vielmehr das Problem der Volkstümlichkeit und die Rolle des einfachen Volkes: „Aber ohne eine entschiedene Parteinahme für die unteren Schichten dürfte es kaum erkennbar werden, wie sehr das einfache Volk im Literaturbetrieb der Jahrhunderte von einer Elite bevormundet oder gar verachtet wurde und wie wenig volkstümlich die hohe Literatur im Grunde war. ´Die herrschende Ästhetik, der Buchpreis und die Polizei haben immer eine beträchtliche Distanz zwischen Schriftsteller und Volk gelegt´, notierte Brecht, als er 1938 im Exil über Volkstümlichkeit meditierte. Nimmt man, wie Brecht und Sartre, die Bildungsinteressen der breiten Lesermassen ernst und fragt man sich, wie diese in der Literaturtheorie berücksichtigt werden, so kommen einem Zweifel jedenfalls an jenem Volkstümlichkeitskonzept, das zur Zeit der deutschen Klassik formuliert wurde und noch heute Gültigkeit beansprucht.“[93] Auf dieses elitäre Konzept geht Berghahn näher ein: „Indem die Klassiker nämlich gegen die Unterhaltungsliteratur und den Lesepöbel ästhetisch zu Felde zogen und aus der Diskriminierung ihre eigene Ästhetik entwickelten, die weitgehend am literarischen Geschmack eines exklusiven Kreises orientiert war, verloren sie breiteste Leserschichten und damit die Möglichkeit, eine echt volkstümliche Kultur vorzubereiten. Eine solche These mag überraschen, gilt Schiller doch als der ´Zeitgenosse aller Epochen´, der immer wieder als volkstümlich gerühmt wird. Hat er nicht selbst ein für allemal in der Bürgerrezension festgelegt, was volkstümliche Dichtung zu sein habe? Doch sei man vorsichtig, sich gegen den naiven Bürger vorschnell auf die Seite Schillers zu schlagen, ohne recht zu wissen, für welch herablassende Volkstümlichkeit man sich da entscheidet. Diese Aufwertung der unteren Schichten und der Volkspoesie, die durchaus als Kritik an der höfischen Kultur und der klassizistischen Gelehrtendichtung zu verstehen ist, hatte zur Folge, daß **Bürger in seinem Streben nach Popularität den Geschmack des einfachen Volkes ernst nahm, ja sich danach richtete. Volkstümliche Dichtung bedeutet für ihn nicht länger, sich herabzulassen als Gebildeter, um auch einmal ein Gedicht für das gemeine Volk zu schreiben; sie bedeutet für ihn vielmehr, Lebensweise, Gefühle und Handeln der unteren Schichten in sein Schaffen einzubeziehen. Damit erhält Bürgers Volkstümlichkeitskonzept eine soziale und politische Tendenz, die den rein literarischen Rahmen sprengt: nämlich dem gemeinen Mann durch Volkspoesie ein Bewußtsein seines eigenen Wertes zu vermitteln. Daß Bürger dem einfachen Volk so viel einräumte, haben ihm viele seiner Kritiker seit Schiller und bis heute nicht verziehen.** [Hervorhebung K.D.] Am abfälligsten urteilte wohl Gundolf über Bürger; er nannte ihn einen ´Plebejer con amore´.

Schillers Neuprägung und ästhetische Begründung des Begriffs setzte sich - Bürgers Antikritik zum Trotz - durch. Das hatte verhängnisvolle Folgen für die Entwicklung der Literatur wie der Bildungspolitik; denn die Kluft zwischen Masse und Elite ließ sich auf diese Weise nicht überbrücken. Schon Mitte des vorigen Jahrhunderts rügte Robert Prutz vergeblich: ´So ist das traurigste Schicksal über die deutsche Literatur gekommen: geschrieben zu werden von Literaten für Literaten. Die Massen haben wir preisgegeben: was Wunder, daß sie ihre Unterhaltung anderswo suchen.´ Überraschenderweise findet

G.A. Bürger-Archiv

Schillers Volkstümlichkeitskonzept noch heute gelehrte Verteidiger und hat daher fast kanonische Geltung.“[94]

Es klingt schon etwas resigniert, wenn Berghahn den aktuellen Zustand so beschreibt: „ Auch Rezeptionsmythen müssen endlich einmal unzeitgemäß werden; und gegen überholte ästhetische Bildungsideale richtete sich diese Kritik eigentlich. Wir haben uns solche Mühe gegeben, Schillers ästhetisches Erziehungsprogramm systemimmanent zu verstehen und seine Widersprüche historisch zu erklären, daß wir am Ende doch der ´Einschüchterung durch Klassizität´ erlegen sind, vor der Brecht einmal warnte. Solange Schillers ästhetisches Volkstümlichkeitsideal noch Gültigkeit hat und die ästhetische Komponente im Verhältnis zwischen Kunst und Gesellschaft den Vorrang vor der politischen behauptet, wird man kaum mehr als die berühmten fünf Prozent der Bevölkerung erreichen. Schillers kulturkritische Diagnosen und idealistische Lösungsversuche mögen als historisch bedingte Antworten auf die Anfänge der modernen Massengesellschaft verständlich sein. Aber sein zeitbedingtes Kulturkonzept unserer Epoche als Muster aufzudrängen hieße doch wohl, unsere Probleme auf geradezu klassische Weise verfehlen.“[95] Eine interessante Frage behandelt Berghahn noch: hat Schiller selbst sein in der Rezension aufgestelltes Literaturkonzept verfolgt – hat er verständlich für jedermann schreibend das Volk erzogen? Die Antwort ist ernüchternd: „Als Fichte behauptete, seine Schriften verstehe der Durchschnittsleser leichter und sie seien daher wirksamer, weist Schiller [1795!] dieses Argument weit von sich: er empfinde ´einen solchen Ekel vor dem, was man öffentliches Urteil nennt´, daß es ihm nicht zu verzeihen wäre, wenn er diesen heillosen Geschmack zu seinem Führer und Muster machte. Seine eigenen Schriften seien ´aus einer direkten Opposition gegen den Zeitcharakter´ entstanden, ohne irgendwelche Zugeständnisse an das Publikum. Eindeutiger läßt sich Schillers Absage an die Zeit und das Publikum kaum formulieren. Freilich muß er bei solcher Einstellung in Kauf nehmen, von der bürgerlichen Masse nicht verstanden zu werden. Er kalkuliert das ein: ´Dem Ideal, das er [der Schriftsteller] in sich selbst trägt, geht er entgegen, unbekümmert, wer ihm etwa folgt und wer zurückbleibt.´ Und er weiß genau: ´Es werden viele zurückbleiben.´ Viele sind berufen, aber Schiller hält es mit den Auserwählten! Nein, populäre Schriftstellerei war nicht sein Ideal und Volkserzieher wollte er nicht sein. Der ideale Schriftsteller, beharrt er, sei ´ganz und gar nicht dazu gemacht, einen Unwissenden mit dem Gegenstande, den er behandelt, bekannt zu machen, oder im eigentlichsten Sinne des Wortes, zu *lehren*´. Nichts wäre daher irreführender, als Schiller immer wieder als Volkserzieher zu loben. ´Der verkennt mich ganz, der mich als Lehrer schätzen will´, heißt es in dem schon erwähnten Briefentwurf an Fichte. Warum ihn also partout zu dem machen, was er selbst nicht sein wollte?“[96]

Auf die weit über den betroffenen Bürger hinausgehende Bedeutung der Rezension weist auch Wolfgang Promies 1980 hin: „Schillers Aufsatz hat über Bürger und über die Weimarer Klassik hinaus Bedeutung. Sein Verdikt gegen den Stoff, die Materie, die es zu dem Idealschönen zu veredeln gilt, verhindert die konkrete Auseinandersetzung mit der Realität. Seine Schüler und Epigonen übersetzen Wirklichkeit in die sentimentalische Idee von der Wirklichkeit, eignen sie sich aber nicht sprachschöpferisch an: das ästhetische Problem der deutschen Lyrik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Schillers Definition der lyrischen Dichtkunst als Produkt eines gebildeten Dichters für den Kunstverstand des gebildeten Mannes trägt entscheidend zu jener Absonderung der Kunstdichtung von den ästhetischen Bedürfnissen der Gesamtgesellschaft bei, die bis zum heutigen Tag das Stigma der deutschen Kulturgeschichte geblieben ist. [...] Die weitere Ge-

G.A. Bürger-Archiv

schichte der deutschen Lyrik beweist, daß mit ihren ästhetischen Fortschritten auch ihre gesellschaftliche Isolierung fortgeschritten ist.“[97]

Sehr treffend benennt letztlich Gerhard Plumpe 1998 das Problem der Rezension im Titel seiner Arbeit: *Die Überforderung der Literatur durch die Philosophie*. Er konkretisiert: „Was hält der philosophische Kritiker [Schiller] dem Dichter der *Lenore* nun aber vor? Seine Resonanz im Lesepublikum; sie ist es, die Schiller verdächtigt und auf ein ebenso erfolgreiches wie skandalöses Schreibprogramm zurückführt. Bürger habe bei den Leuten Erfolg, weil er ihre Erwartungen bediene, sie unterhalte und ihre Phantasie mit Pikantem stimuliere. [...] Das ist dem Philosophen - auch wenn es die Leute interessiert - natürlich zu wenig; die Literatur hat ´höhere´ Aufgaben: Ihr vornehmstes Ziel müsse es sein, das ´Ideal´ der Menschheit zu fassen, keineswegs aber in effekthascherischer Absicht etwa nur dessen Bestandteile - und dann noch die bloß ´sinnlichen´. Das der Poesie aufgegebene ´Ideal´ des Menschen aber ist das philosophische Phantasma einer Totalität, die aus der Gegenwart entschwunden ist.“[98] Im Schillerschen Sinne muss dann Bürgers Werk sogar ein „amoralisches Unterfangen“ werden, Schillers Forderungen gehen jedoch an jeder Wirklichkeit vorbei: „Wenn diese mentale, diskursive und soziale Reintegration der Gesellschaft durch die Kraft ´populärer´ Poesie die eigentliche Aufgabe der Dichtung ist, dann ist Bürgers Unterhaltungsliteratur nicht nur ein müßiges Geschäft, sondern ein geradezu amoralisches Unterfangen, das die Misere der Gegenwart nur noch vertieft, statt sie in ihren Ursachen zu kurieren. Ist die Dichtung zudem - wie Schiller suggeriert - Ausdruck der ´Individualität´ ihres Urhebers, dann fällt über Bürger und sein Leben - von dessen Eskapaden jeder wußte - sogleich der dunkle Schatten des erhobenen Zeigefingers.

´Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.´ Von der Wirklichkeit der Literatur und den Interessen ihrer Leser ist diese in ihren philosophischen Präsuppositionen ebenso zeittypische wie verstiegene Kritik Schillers abgründig entfernt gewesen. Das hat nicht nur das Schicksal späterer literaturpolitischer Projekte wie *Die Horen* gezeigt. Während Bürger - wohl zu Recht - bezweifelte, ob das Postulat einer ´idealisierten Empfindung´ literarisch jemals ´interessant´ gemacht werden könnte, haben Schillers ´populäre´ Dichtungen nicht verhindern können, verspottet zu werden, statt die intellektuellen Spötter ´ins Volk´ zu integrieren.“[99]

Allerdings hat der deutsche philosophische Idealismus, dessen erstes Opfer Bürger war, offensichtlich auch heute noch Bestand, wenn Plumpe resümiert: „Begleitet nicht die Literatur - zumal im intellektuellen Milieu der vom philosophischen Idealismus so geprägten Kultur Deutschlands - gewissermaßen die stete Befürchtung, nicht ´tief´ genug, d.h. für die philosophische Beobachtung nicht ergiebig genug zu sein; anders als im rhetorisch geprägten Milieu der französischen Kultur und anders auch als im anglo-amerikanischen Milieu, das pragmatische Mentalität mit intellektueller Freude an raffinierter Unterhaltung verbindet? Das sind natürlich Klischees, aber es bedarf gewiß einer Erklärung für den Dauerverdacht gegen ´erfolgreiche´ Literatur hierzulande, nicht nur als Attitüde eines akademisch geprägten Publikums, sondern vor allem auch als Selbststilisierung literarischer Kommunikation, die - schroff ausgedrückt - Mißerfolge am Markt fast als Beweis ästhetischer Qualität hinzustellen gewohnt ist. So gilt etwa das literaturästhetische Dogma, angesichts einer ´komplizierten´ Welt ließe sich nicht mehr legitim erzählen; wer es dennoch versuche - gar noch erfolgreich - sei zweifellos trivial.“[100]

G.A. Bürger-Archiv

Bürger, der populärste Dichter des 19. Jahrhunderts, und noch kein Wort zu Münchhausen! Das ist kein Widerspruch. Das Werk erschien aus gutem Grund anonym. Das blieb bis fast zur Jahrhundertmitte so. Da hatte sich das Werk als Volksbuch durchgesetzt, wer der Autor war - zweitrangig. Eine Meldung aus der *Zeitung für die elegante Welt* von 1829 belegt das: „Münchhausen´s ´Lügen,´ ins Französische übersetzt, stiegen bis zur zwanzigsten Auflage. Mancher weiß nicht, daß der Dichter Bürger sie herausgegeben hat.“ In den Literaturgeschichten durfte sich dieses Werk nicht blicken lassen, wie Hermann Marggraff 1858[101] schreibt. Erst Hugo Siebenschein hat 1939[102] eine ausführliche Besprechung vorgelegt.

Auf eine recht amüsante Kombination Bürger-Beethoven-Schiller ist noch aufmerkam zu machen. In geradezu religiösem Eifer schreibt Eduard Engel in seiner Literaturgeschichte von 1928: „Was *Schillers Gedichte* für die Kunst bedeuten, steht für immer fest. Daß er nicht in gleichen Maße Lieddichter ist wie Goethe, braucht nicht immer wieder hergeleiert [!] zu werden, - es gibt noch höchste andre Versdichtung als die des sangbaren Liedes. Als Beethoven in seinem erhabensten Tönewerk bis zu den Grenzen der beseeltesten Werkzeugkunst vorgedrungen und noch immer nicht gesättigt war, war er darüber hinaus und hinauf in eine noch nie zuvor für solchen Zweck betretene höchste Gefühls- und Gedankenwelt dringen wollte, um nach unnennbarem Leide des Menschenherzens diesem Erlösung! Befreiung! zu künden, da ließ er die Werkzeuge aus Holz und Metall verstummen, und überwältigend erscholl wie aus Himmelshöhen:

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium!

Welches andern Dichters Lied hätte Beethoven zur Vollendung seines Meisterwerkes wählen können, [...].“[103] Allerdings hatte Bürger über eben dieses Schillersche Gedicht aus dem Jahre 1787 sich in seinem *Der Vogel Urselbst*, einer poetischen Antwort auf Schillers Rezension, lustig gemacht:

Denn sieh, als du bei guter Laun'
Einst über deinem Dornenzaun
Der Göttin Freude nach dich schwangst,
Da wurde mir doch etwas Angst.

Schiller brauchte noch sieben Jahre um einzusehen, dass der von ihm so streng Kritisierte Recht hatte und schrieb an seinen Freund Christian Gottfried Körner: „Die *Freude* hingegen ist nach meinem jetzigen Gefühl durchaus fehlerhaft; und ob sie sich gleich durch ein gewisses Feuer der Empfindung empfiehlt, so ist sie doch ein schlechtes Gedicht und bezeichnet eine Stufe der Bildung, die ich durchaus hinter mir lassen mußte, um etwas Ordentliches hervorzubringen.“[104] Er verbat sich sogar, dass in seiner Gegenwart dieses Gedicht rezitiert oder gesungen wurde. Man kann es als Treppenwitz der Geschichte bezeichnen, dass Ludwig van Beethoven im Finalsatz seiner 9. Sinfonie für diese *Ode an die Freude* ausgerechnet die Melodie verwendete, nach der er zuerst Bürgers *Gegenliebe* vertonte (WoO 118) und danach die Chorfantasie op. 80, die in mancher Hinsicht als Vorläufer der 9. gilt, schrieb. Beethoven hatte außer der *Gegenliebe* auch *Seufzer eines Ungeliebten*, *Mollys*

G.A. Bürger-Archiv

Abschied und *Das Blümchen Wunderhold* als Lied komponiert. Arnold Schering wunderte sich, dass es in Beethovens Werk keinen Hinweis auf die Lenore gibt. Er analysierte 1936 die Klaviersonate op. 101 A-Dur auf ihren literarischen Bezug zur *Lenore*. Sein Ergebnis: „Der hohe Zeugniswert der hiermit beschlossenen Deutung liegt, wie mir scheinen will, vor allem darin, daß sie den Folgecharakter der einzelnen Sätze klar herausstellt und diesen selbst einen Sinn gibt. Erst jetzt wird verständlich, warum die Sonate mit einem kurzen lyrischen Traumbild beginnt und mit einem breit ausgeführten katastrophalen Ereignis von beinahe elementarer Wucht schließt. [...] Wir werden uns bequemen müssen, sie als *Lenore-Sonate* in die Literatur eingehen zu lassen und unter die Gruppe der balladesken Klaviersonaten Beethovens einzureihen.“[105]

Zwei Würdigungen Bürgers sollen den Schlußpunkt setzen - eine von 1847, die andere von 1998. Friedrich Wilhelm Alexander Held schrieb in seiner Illustrierten Weltgeschichte von 1847: „Den Göttinger Barden schloß sich eng an Deutschlands talentvollster und beliebtester Volksdichter zuletzt in *Göttingen* lebend, nachdem er von mancherlei Schicksalsschlägen getroffen und dadurch zu einer gewissen Unstetigkeit seines Lebens verdammt worden war. Dies und die klingelnde Leichtigkeit seiner Dichtweise waren Ursache, daß *Bürger* von seinen literarischen Collegen nicht für ebenbürtig erkannt, ja gewissermaßen sogar verachtet wurde. Und doch war er für die Bildung des Volkes viel bedeutender als die meisten von ihnen; denn seine Balladen und Lieder drangen bis in die untersten Volksschichten hinein, trugen dadurch unendlich viel zur Veredlung des Volkscharakters bei und waren also weit verdienstlicher als die vielen hochgefeierten, stolz tönenden Poesien Derer, welche vornehm auf *Bürger* herab sahen. [...] Unter *Bürger´s Schriften* ist sein Ballade ´Lenore´ das populärste und vollendetste Gedicht. Doch lebt in allen seinen Producten ein echter deutscher Volksgeist, und sie sind mit einer solchen Leichtigkeit und Klarheit der Sprache abgefaßt, daß sie, wie keine anderen, in den Mund des Volkes kamen und sich darin erhielten.“[106]

Peter von Matt charakterisiert letztlich den „armen Teufel großen Stils“: „Bürger hat das deutsche Gedicht zu einem Ereignis aller fünf Sinne gemacht. Wie das deutsche Theater vom sozialen Scharfblick Lenz', lebt der deutsche Vers bis heute von Bürgers melodischem Sensualismus - ob das die Dichterinnen und Dichter nun selber wissen oder nicht. Seine Balladen bliesen das literarische Rokoko mit einem einzigen Stoß ins Museum. [...] Und Schiller debütierte in seiner ´Anthologie auf das Jahr 1782´ als unverstellter Bürger-Epigone. Das wurde ihm dann später so peinlich, daß er den Vorgänger öffentlich exekutierte. [...] Auf diesen Text geht übrigens auch die These zurück, daß nur ein sittlich integrer Mensch ein guter Dichter sein könne - eine schiefe Behauptung, die aber immer wieder durch das literarische Deutschland geistert. [...] Auch wer sich um die rollenden Strophen und läutenden Verse Bürgers wenig kümmert, wem der historische Durchbruch zu einer neuen lyrischen Körperfröhlichkeit gleichgültig ist, wer als solider Mensch mit Gedichten überhaupt nichts am Hut hat - angesichts dieser mythischen Szene [Hier hätte ich unfehlbar umkommen müssen, wenn nicht die Stärke meines eigenen Armes mich an meinem eigenen Haarzopfe, samt dem Pferde, welches ich fest zwischen meine Knie schloß, wieder herausgezogen hätte.], die heute unzerstörbar im kollektiven Bewußtsein wohnt, wird er zugeben müssen, daß sie allein schon Grund genug wäre, ihres Erfinders mit Sympathie zu gedenken.“[107]

G.A. Bürger-Archiv

1 Camatta, Silvia. I Molly-Lieder di Gottfried August Bürger e la Recensione di Friedrich Schiller. Dissertation Universität Padua. 2010
2 Erhard, Heinrich August. Gottfried August Bürger, und mit ihm Berührung einiger seiner Zeitgenossen. In: Die Mitwelt, Zweiter Band. Arnstadt 1820, S. 95
3 Engel, Eduard. Was bleibt? Die Weltliteratur. Leipzig 1928
4 Ebenda, S. 432
5 Ebenda, S. 434
6 Schiller Friedrich. Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena 1791, Nr. 13 (Sp. 97-104) und Nr. 14 (Sp. 105-110)
7 Scherer, Helmut. Gottfried August Bürger. Der Dichter des Münchhausen. Eine Biographie. Berlin 1995
8 Bürger, Gottfried August. Gedichte. Hg. Gunter E. Grimm. Stuttgart 1997
9 Scherer, Helmut. "Trauriges Beispiel: Bürger". Eine Rezension. Gottfried August Bürger: Gedichte. Herausgegeben von Gunter E. Grimm. In: Lichtenberg-Jahrbuch 1997
10 Bürger, Gottfried August. Sämtliche Werke. Hg. Günter und Hiltrud Häntzschel, München – Wien. 1987 Im folgenden als Häntzschel zitiert
11 Schlegel, August Wilhelm. Über Bürgers Werke. Hier in Häntzschel, S. 1346-1389
12 Häntzschel, S. 1410
13 Bilder-Conversations-Lexikon, Zweiter Band, Leipzig 1838, S. 349
14 Bilder-Conversations-Lexikon, Erster Band, Leipzig 1837, S. 351
15 Fallersleben, August Heinrich Hoffmann von. Unsere volksthümlichen Lieder. Zweite Auflage, Leipzig 1859. S. V.
16 Tarnói, László. Verbotene Lieder und ihre Varianten auf fliegenden Blättern um 1800. Budapest 1983, S. 24
17 Rossel, Sven Hakon. Das literarische Lied in der dänischen Volkstradition. In: Jahrbuch für Volksliedforschung. 1970, S. 63
18 Muegge, Theodor. Nordisches Bilderbuch. Frankfurt a. M. 1857, S. 83
19 Ebenda, S. 83
20 H. M. Goethe's ´Faust´ in Frankreich. In: Blätter für literarische Unterhaltung, 6. Januar. Leipzig 1859, S. 42
21 Schmidt, Julian. Geschichte der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert. Erster Band. London / Leipzig / Paris 1855, S. 50
22 Hasse, Augustin. Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur. Graz 1916, S. 339
23 Bartels, Adolf. Gottfried August Bürger. In: Geschichte der Deutschen Literatur. Erster Band. Die ältere Literatur. Leipzig 1905, S. 433
24 Schneider, Karl Ernst. Dritte Periode: das strophische Stimmungslied . In: Das Musikalische Lied in geschichtlicher Entwicklung. Leipzig 1865, S. 15
25 Ebenda, S. 17
26 Häntzschel, S. 1352
27 Briefe von und an Gottfried August Bürger. Hg. Adolf Strodtmann, Berlin 1874, Erster Band, S. 207
28 Anonym. Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie seit Bodmers und Breitingers kritischen Bemühungen. Dritter Abschnitt. In: Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste. Achten Bandes erstes Stück. 1806, S. 205
29 Bouterwek, Friedrich. Der göttingische Dichterbund. In: Geschichte der Künste und Wissenschaften. Dritte Abtheilung. Geschichte der schönen Wissenschaften. Eilfter Band. 1819, S. 395
30 Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, Dritter Band. Leipzig 1819, S. 318
31 Weber, Georg. Lehrbuch der Weltgeschichte mit Rücksicht auf Cultur, Literatur und Religionswesen, und einem Abriß der deutschen Literaturgeschichte als Anhang für höhere Schulanstalten und zur Selbstbelehrung., Zweiter Band, Fünfte Auflage. Anhang: Die Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig 1852, S. 82
32 Nodnagel, August. Deutsches Sagenbuch für die reifere Jugend. Darmstadt 1845, S. V
33 Pröhle, Heinrich. Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen. Leipzig 1856, S. 77
34 Dilthey, Wilhelm. G. A. Bürger und sein Kreis. In: Westermanns Monatshefte Juli 1875, hier in: Die grosse Phantasiedichtung. Göttingen 1954, S. 229
35 Kurz, Heinrich. Epische Poesie: Gottfried August Bürger. In: Geschichte der deutschen Literatur. Dritter Band. Leipzig 1859, S. 308
36 Ebenda, S. 311
37 Heinzmann, Johann Georg. Ueber die Pest der deutschen Literatur. Bern 1795, S. 448
38 Bürgers Gedichte. Hg. Ernst Consentius, Erster Teil. Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart 1914, S. CXLI
39 Ensberg, Peter und Jürgen Kost. Einleitung. In: Klassik-Rezeption. Auseinandersetzung mit einer Tradition. Würzburg 2003, S. 7
40 Ebenda, S. 8
41 Gervinus, Georg Gottfried. Geschichte der Deutschen Dichtung. Fünfter Band. Leipzig 1853, S. 33
42 Goethe´s Briefe in den Jahren 1768 bis 1832. Leipzig 1837, S. 468
43 Zelter, Carl Friedrich. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Sechster Theil, die Jahre 1830 July bis 1832. Leipzig 1834, S. 328

G.A. Bürger-Archiv

44 Schiller, Friedrich. Kleine prosaische Schriften, Band 1. Leipzig 1792, S. 73
45 Häntzschel, S. 814
46 Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Zweiter Band. Berlin 1880, S. 283
47 Cysarz, Herbert. Literaturgeschichte als Geisteswissenschaft. Halle/Saale 1926, S. 82
48 Ebenda, S. 84
49 Kommerell, Max. Die Gesetzgebung. In: Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik. Berlin 1928 (hier dritte Auflage Frankfurt/Main) 1982, S. 291
50 Lüben, August. Rede, gehalten am Schillerfeste. In: Der Praktische Schulmann. Leipzig 1859, S. 586
51 Ebenda, S. 588
52 Selbmann, Rolf. Deutsche Klassik Paderborn 2005, S. 253
53 Weitbrecht, Carl. Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit. Leipzig 1910
54 Müller-Seidel, Walter. Schillers Kontroverse mit Bürger und ihr geschichtlicher Sinn. In: Die Geschichtlichkeit der deutschen Klassik. Literatur und Denkformen um 1800. Stuttgart 1983, S. 93
55 Ebenda, S. 99
56 Gottfried August Bürger. Gedichte von Gottfried August Bürger. Hg. Julius Tittmann. Leipzig 1869, S. LII
57 Hoffmann, Johann Leonhard. Zu Bürgers Gedächtniß. In: Album des literarischen Vereins in Nürnberg. Nürnberg 1849, S. 144
58 Horn, Franz. Die schöne Litteratur Deutschlands, während des achtzehnten Jahrhunderts. Berlin und Stettin 1812, S. 219
59 Bohtz, August Wilhelm. Geschichte der neuern deutschen Poesie. Vorlesungen. Göttingen 1832, S. 176
60 Hettner, Hermann Julius Theodor. Gottfried August Bürger. In: Allgemeine Deutsche Biographie, herausgegeben von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Band 3. München 1876, S. 600
61 Berg, Leo. Bürger und Schiller. Ein Essay. In: Zwischen zwei Jahrhunderten. Frankfurt a.M. 1896, S. 224
62 Nordhausen, Richard . ARS AMANDI. Zehn Bücher der Liebe, von Hofmannswaldau bis Schiller. Berlin 1899, S. 11
63 Heller, Seligmann. Bürger, Schiller und Goethe als Lyriker. In: Jahres-Bericht über den Zustand der Prager Handels-Akademie während des Studienjahres 1871-72. Prag 1872, S. 13
64 Ebenda, S. 5
65 Ebenda, S. 6
66 Bartels, Adolf. Gottfried August Bürger. In: Geschichte der Deutschen Literatur. Erster Band. Die ältere Literatur. Leipzig 1905, S. 430
67 Ebenda, S. 433
68 Götzinger, Max Wilhelm. Gottfried August Bürger und Vergleichung von Bürger und Schiller als Balladendichter. In: Deutsche Dichter. Erster Theil. Leipzig 1857, S. 177
69 Ebenda, S. 404
70 Ebenda, S. 405
71 Ebenda, S. 406
72 Ebenda, S. 408
73 Ebenda, S. 409
74 Schmidt, Julian. Schiller und seine Zeitgenossen. Leipzig 1859, S. 548
75 Schlenther, Paul. Bürger im Kampf um die Kunst. In: Sonntagsbeilage Nr. 26 zur Vossischen Zeitung Berlin 1. August 1894, Nr. 302
76 Schmidt, Julian. Schiller und seine Zeitgenossen. Leipzig 1859, S. 24
77 Muschg, Walter. Tragische Literaturgeschichte. Bern 1948, S. 342
78 Anonym. Über Friedrich von Schiller. In: Allgemeine Literatur-Zeitung 1805. Intelligenzblatt Nr. 98 vom 19. Juni Sp. 785-806. Hier nach Norbert Oellers: Schiller - Zeitgenosse aller Epochen, Frankfurt/Main 1970, S. 189
79 Hennings, Wilhelm. Deutscher Ehren-Tempel, Band 1. Gotha 1821, S. 63
80 Karl Friedrich Beckers Weltgeschichte. Sechste Ausgabe, neu bearbeitet von Johann Wilhelm Loebell. Elfter Theil. Berlin 1830, S. 464
81 Brederlow, Friedrich C. G. Der Hainbund. In: Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur. Band 2. Leipzig 1844, S. 201
82 Vilmar, August Friedrich Christian. Geschichte der deutschen National-Literatur. Zweiter Band. Marburg und Leipzig 1848, S. 288
83 Ebenda, S. 289
84 Horn, Franz. Die schöne Litteratur Deutschlands, während des achtzehnten Jahrhunderts. Berlin und Stettin 1812, S. 217
85 Hoffmeister, Karl. Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang. In: Supplement zu Schiller´s Werken. Erster Theil. Stuttgart 1838, S. 295
86 Grün, Karl. Schiller als Kritiker. In: Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter.

G.A. Bürger-Archiv

Leipzig 1844, S. 351
87 Harnack, Otto. Schillers Leben. Berlin 1898, S. 203
88 Wie Anm. 63, S. 7
89 Conversations-Lexikon. Neunte Originalauflage. Dritter Band. Leipzig 1843, S. 44
90 Prutz, Robert Eduard. Kleine Schriften. Zweiter Band. Merseburg 1847, S. 191
91 Koopmann, Helmut. Der Dichter als Kunstrichter. Zu Schillers Rezensionsstrategie. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. Stuttgart 1976, S. 243
92 Ebenda, S. 245
93 Berghahn, Klaus L. Volkstümlichkeit ohne Volk? Kritische Überlegungen zu einem Kulturkonzept Schillers. In: Popularität und Trivialität, Fourth Wisconsin Workshop. Frankfurt a.M. 1974, S. 52
94 Ebenda, S. 54
95 Ebenda, S. 74
96 Ebenda, S. 71
97 Promies, Wolfgang. Lyrik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680-1789, München Wien 1980, S. 602
98 Plumpe, Gerhard. Ästhetische Lesarten oder Die Überforderung der Literatur durch die Philosophie. In: Ästhetik im Prozeß. Wiesbaden 1998, S. 40
99 Ebenda, S. 42
100 Ebenda, S. 51
101 Marggraff, Hermann. Hausschatz der deutschen Humoristik. Leipzig 1858, S. 41
102 Siebenschein, Hugo. Deutscher Humor in der Aufklärung. Prag 1939, S. 103
103 Wie Anm 3, S. 433
104 Schiller an Körner 21. Oct. 1800. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Bände 4-5, Elberfeld und Iserlohn 1848, S. 253
105 Schering, Arnold. Beethoven und die Dichtung. In: Neue deutsche Forschungen, Abt. Musikwissenschaft Bd. 3. Bonn 1936, S. 520
106 Held, Friedrich Wilhelm Alexander. Illustrirte Weltgeschichte. Ein Buch für´s Volk. Band 3. Leipzig 1847, S. 1270
107 Matt, Peter von. Ein armer Teufel großen Stils: Gottfried August Bürger. In: Die verdächtige Pracht. Über Dichter und Gedichte. München 1998, S. 163

G.A. Bürger-Archiv